Bav. 2606º/1 Thomas

<36622246690012 S

<36622246690012

Bayer. Staatsbibliothek

Ein Fürstenspiegel.

Erster Band.

Ein Fürstenspiegel.

Denkwürdigkeiten

des

Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein.

Nach der lateinischen Urschrift und alten deutschen Uebersetzung neu herausgegeben

von

Eduard von Bülow.

Erster Band.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1849.

R

19 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort des Herausgebers.

Der Verfasser dieses Buches hieß Hubert Thomas, war, aus Lüttich gebürtig, Geheimschreiber und Rath des Pfalzgrafen-Kurfürsten, und widmete dasselbe handschriftlich seinem Gebieter.

Die Urschrift wurde im Jahre 1624 in Frankfurt a. M. unter dem Titel: Annalium de vita et rebus gestis illustrissimi principis Friderici II., electoris palatini libri XIV. gedruckt, und kurze Zeit darauf, im Jahre 1629 erschien in Leipzig die deutsche Uebersetzung: „Spiggel des Humors großer Potentaten" u. s. w.

Der Verfasser hatte auch unter anderem eine Geschichte Franzens von Sickingen und des Bauernkrieges

geschrieben, welche beiden Werke in der M. Freherschen Quellensammlung enthalten sind. Diese Denkwürdigkeiten seines Gebieters scheinen aber sein bedeutendstes Werk gewesen zu sein.

Hubert Thomas gehört unstreitig zu den besseren Geschichtschreibern seiner Zeit und ist als solcher seither zu wenig beachtet worden.

Von den neueren Geschichtsforschern erwähnt seiner, so viel ich weiß, nur Leopold Ranke rühmlichst in seinem Werkchen: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ 1824.

Viele, die über die Reformation und Karl V. geschrieben, haben dieses Leben des Pfalzgrafen schwerlich gekannt. Ernst Münch bespricht es in seiner Geschichte Franzens von Sicking und wünscht eine Gesammtausgabe der lateinischen Schriften des Verfassers.

Die gegenwärtige ist ein eben so unterhaltendes als für die Kultur- und politische Geschichte wichtiges Quellenwerk. Hubert Thomas war in die geheimen Verhält-

nisse seines Fürsten, seines Vaterlandes und seiner Zeit vielfach eingeweiht und der Pfalzgraf selbst ein eben so tüchtiger wie hochbegabter und hochgestellter Mann, der in die damaligen Welthändel bedeutsam eingriff. Seine Schicksale nehmen hie und da beinahe den Charakter des Romans an und erregen immer unsere Theilnahme. Sein Leben umfaßt jenen allerwichtigsten Wendepunkt der deutschen Geschichte, aus dem Mittelalter in die neue Zeit herüber, und mag wohl in sofern als eine Art Fürsten- oder Zeitspiegel angesehen werden, als es in der Geschichte eines deutschen Fürsten Lehren und Aufschlüsse giebt, die beispielsweise für alle Zeiten und Verhältnisse passen.

Ich habe mir darum, wie ich glaube mit Recht, erlaubt, an dem Gedanken des alten Uebersetzers festzuhalten und dem Werke den Doppeltitel: Ein Fürstenspiegel, zu geben.

Der Leser wird in diesem denkwürdigen Buche nicht selten wahrhaft tragisch gestimmt, wenn er alles Unglück

unsers deutschen Vaterlandes in den letzten Jahrhunderten, gleichwie im Keime aus den hier im Einzelnen geschilderten Zuständen herauswachsen sieht und gewissermaßen dafür halten muß, daß manche politischen Unfälle und Vergehungen Hoher und Niederer, in einem scheinbar ewigen Kreislaufe in Deutschland wiederkehrend, einem von ihm nimmer abzubüßenden weltgeschichtlichen Fluche gleich zu erachten sind.

Ich habe, bei der Erneuung dieser Denkwürdigkeiten, die Urschrift neben der alten deutschen Uebersetzung vor mir liegen gehabt, um letztere, wegen der sehr wesentlichen alterthümlichen Sprache dem neuen Texte zum Grunde zu legen, erstere aber zu Berichtigung der mancherlei Fehler der Uebersetzung und Abkürzung ihrer geschmacklosen Breite zu benutzen.

Das erste von den vierzehn Büchern, welches nur allerlei übergelehrten, aus anderen Autoren zusammengetragenen Schwulst und Fabeleien über den Ursprung

der Pfalzgrafen enthält, habe ich mich nicht nur für berechtigt, sondern selbst für verpflichtet gehalten, ganz auszuscheiden. In den übrigen Büchern habe ich nur manche ganz unbedeutende Stellen und nicht zur Sache gehörige Mittheilungen weggelassen. Was verblieben, sind historisch beachtenswürdige oder unterhaltende Begebenheiten, die, von einem mitlebenden, gut denkenden Manne oder Augenzeugen erzählt, nicht leicht einen Leser unbefriedigt lassen dürften.

Meine erste Bekanntschaft mit diesem Buche, wie mit so vielen anderen werthvollen literarischen Seltenheiten verdankte ich schon vor Jahren Ludwig Tieck. Derselbe hatte früher die Absicht gehegt, es selbst neu zu bearbeiten und bereits Hand an die Ausführung gelegt. Etwa um das Jahr 1822 sagte er davon seinem Freunde Friedrich Schlegel, der ihn in Dresden besuchte und dabei ergab sich nicht nur, daß auch dieser das Buch kannte, ehrte und liebte, sondern machte Schlegel es Tieck sogar zur Pflicht, die längst beschlossene Arbeit ihm zu über-

lassen. Tieck stand davon zurück; Schlegel aber ereilte vor deren eigenem Beginnen der Tod.

Es kann niemand aufrichtiger bedauern als ich selbst, daß der treffliche Hubert Thomas nicht dazu bestimmt war, unter der Hand eines dieser beiden Meister wieder zu erstehen.

Inhalt.

Erstes Buch.

(1483 — 1508.)

Pfalzgraf Friedrichs Eltern, Geburt und Auferziehung. — Er wird von seinem Vater in die Niederlande, an Erzherzog Philipps des Schönen Hof geschickt. — Reise nach Spanien. — Besuch beim Könige von Frankreich. — Französische Art zu jagen. — Pfalzgraf Friedrichs Unfall mit einem Gaule. — Prächtiger Empfang in Fuentarabia. — Freiheiten der Biscayer. — Erzherzog Philipp zu Toledo bei Ferdinand und Isabellen. — Ferdinands des katholischen Waidwerk mit dem Falken. — Des Erzherzogs Rückreise nach Deutschland. — Er sieht zu Saragossa herrliche Lust- und Freudenspiele. — Reitet mit dem Pfalzgrafen bei Nacht zusammen auf Einem Maulesel. — In Perpignan widerfährt ihnen noch größere Ehre. — Der Erzherzog erkrankt zu Lyon. — Pfalzgraf Ludwig am französischen Hofe. — Der Pfalzgraf Friedrich giebt in Heidelberg eine Probe seiner Reiterkünste. — Er reist mit dem Erzherzoge wieder nach den Niederlanden. — Sein Gespräch mit dem Kurfürsten, seinem Vater. — Er geräth im bairischen Kriege in große Noth. — Hält beim Kaiser um Frieden an. — Der Geldrische Krieg. — Ein Aufzug der deutschen Fürsten und Herrn, dem Kaiser zu Ehren. — Erzherzog Philipp stirbt in Spanien. — Der Pfalzgraf dient dem Kaiser wider Venedig. — Die Italiener ersuchen ihn, sich zu ihnen zu halten. — Der Kaiser widerräth es.

Zweites Buch.

(1508 — 1516.)

Pfalzgraf Friedrich verliert seinen Vater. — Der Kaiser trägt ihm eine Bestallung des Königs von England auf. — Verdeckte Rede des Kaisers mit dem Pfalzgrafen, wegen seines Nachfolgers im Reiche. — Pfalzgraf Friedrich im englischen Lager. — Er erlangt das erledigte Bisthum Speier für seinen Bruder Georg. — Erzherzog Karls Erziehung in den Niederlanden. — Pfalzgraf Friedrich an Karls Hofe sehr angesehen. — Des Erzherzogs Schwester Leonore liebt ihn. — Er trägt große Liebe zur Musik. — Ein Kampf mit den Verächtern der Kunst. — Leonorens Liebe nimmt zu. — Der Pfalzgraf liebt sie wieder. — Die Niederlande huldigen dem Erzherzoge Karl, der sich des Pfalzgrafen dazu bedient. — Neid nnd Mißgunst wider ihn thätig. — Ein scharfes Rennen mit dem Herrn von Glajon. — Erzherzog Karl rüstet sich zur Reise nach Spanien. — Der Pfalzgraf schreibt heimlich an Fräulein Leonore. — Der Erzherzog erzürnt sich über den Pfalzgrafen. — Derselbe kommt am Hofe in Gefahr und Verachtung. — Die fürstliche Wittwe von Oranien redet das Beste für ihn. — Es bleibt dabei, daß Leonore den alten König von Portugal heirathe. — Der Pfalzgraf wird seines Hofdienstes in Gnaden entlassen. — Er geht nach Deutschland zu den Seinen.

Drittes Buch.

(1516 — 1519.)

Die Gebrüder Pfalzgrafen gehen vergeblich mit einer Landestheilung um. — Pfalzgraf Friedrich wird auf dem Reichstage zu Augsburg von den Kaiserlichen in hohen Ehren gehalten. — Der kaiserliche Geheimschreiber hat etwas bei ihm anzubringen. — Kaiser Maximilians Sorge, wer ihm im Reiche nachfolge. — Der König von Frankreich bewirbt sich um die Freundschaft der deutschen Fürsten.

— Der Kurfürst-Pfalzgraf folgt seinem Bruder Friedrich nach Augsburg. — Des Kaisers Brauch, Kurfürsten zu empfangen. — Der Herzöge von Baiern widersinnige Gedanken. — Was auf dem Reichstage vornehmlich ausgerichtet worden. — Kaiser Maximilians Tod.

Viertes Buch.

(1519 — 1522.)

Der Herzog von Würtemberg nimmt die Stadt Reutlingen ein. — Er kömmt darüber um sein Land und Leute. — Gute Lehre für Fürsten und Herren. — Auf dem Wahltage zu Frankfurt finden sich zwei Bewerber um das Kaiserthum. — König Karl hält sich an den Pfalzgrafen Friedrich und läßt ihm große Versprechungen thun. — Pfalzgraf Friedrich wird nach geschehener Wahl von den Kurfürsten nach Spanien geschickt, sie dem Kaiser zu verkündigen. — Der Herr von Chièvres läßt seine alte Tücke nicht; der Pfalzgraf fertigt ihn aber tüchtig ab. — Kaiser Karls Reise nach Deutschland. — Reichstag zu Worms. — Des Pfalzgrafen harte Rede mit dem Erzbischofe zu Mainz. — Der Herr von Chièvres stirbt zur großen Trauer des Pfalzgrafen. — Der Pfalzgraf kann nicht Vicekönig von Neapel werden. — Die ihm vorgeschlagene Heirath mit einem spanischen Fräulein geht zurück. — Er wird zum kaiserlichen Statthalter vorgeschlagen und zum Theil dazu gebraucht. — Kaiser Karl begiebt sich nach den Niederlanden. — Der Pfalzgraf geht nach Nürnberg zu der kaiserlichen Regierung. — Er geräth in Schulden und andere Ungelegenheiten. — Kurfürst Ludwig kommt nach Nürnberg und läßt auch zu viel aufgehen. — Die Nürnberger gebrauchen die ungetreuen pfalzgräflichen Räthe zu ihrem Vortheile. — Löblicher Gebrauch der alten deutschen Fürsten, deren Diener keine Geschenke nehmen durften. — Reichstag zu Nürnberg. — Die vertriebene Königin von Dänemark, Kaiser Karls Schwester, kommt dahin. — Königin Leonore, die unterdeß Wittwe geworden, liegt dem Pfalzgrafen Friedrich wieder im Sinn. — Hubertus Thomas, der Autor dieser Lebensbeschreibung, kommt an den Hof des Pfalzgrafen. — Stattliche Fastnachten zu Nürnberg.

Fünftes Buch.

(1522 — 1526.)

1125

Franz von Sickingen bekriegt den Erzbischof von Trier. — Pfalzgraf Friedrich giebt die Regimentsbestallung auf. — Der Adel geht mit Neuerung um. — Der pfalzgräfliche Kanzler ist ihm zugethan. — Reichstag zu Nürnberg. — Der Herzöge von Baiern Begehren bei den Pfalzgrafen. — Sie sind schlecht östreichisch gesinnt. — Baierische List in Erlangung eines Rechts zur Kurwürde. — Vogelschießen unter den Fürsten zu Heidelberg. — Heilsame Ordnung wegen des großen Trinkens. — Bischof Philipps von Freisingen Vorsorge für die Wohlfahrt der Pfalzgrafen. — Der Erbfolgevertrag unter denselben. — Vogelschießen zu Amberg. — Die Empörung der deutschen Bauern. — Pfalzgraf Friedrich zieht wider sie in das Bisthum Eichstedt. — Verhandlungen mit ihnen. — Sie fliehen bei Nacht. — Werden zum Gehorsam gebracht. — König Franz wird in der Schlacht bei Pavia gefangen. — Ein Herzog von Baiern beschwert sich über des Kaisers Regierung. — Er schlägt die Wahl eines römischen Königs vor. — Er bemüht sich selbst darum. — Pfalzgraf Friedrich zieht zum Kaiser nach Spanien. — Wunderliches Fischwasser bei Angouleme. — König Franz zu Cognac. — Er läßt Pfalzgraf Friedrich einen gewissen Tag zu sich laden. — Gebrauch der Könige von Frankreich, die Kröpfe zu heilen. — Feindschaft der Engländer gegen die Franzosen. — Die Könige von England wollen auch etwas heilen. — König Franz klagt über Spanien. — Er bezeigt sich sehr freundlich gegen den Pfalzgrafen. — Des großen Roland Grab wird eröffnet. — Gespräch über das Farrnkraut. — Schlechte Bewirthung der Reisenden in Spanien. — In Cervera fürchtet man, die Deutschen möchten eine Hungersnoth machen. — Sich selbst geißeln und peitschen, soll Regen hervorbringen. — Der Pfalzgraf läßt nach frischer Butter fragen und wird seltsam berichtet. — Mangel an Holz und Brod. — Ein Spanier frißt so viel, daß er darüber bersten will. — Ein Spanier will die Deutschen um einen silbernen Becher betrügen. — Der Pfalzgraf erkrankt am Steine und kann mit Noth ein Bad

erlangen. — Bericht von der Inquisition. — Seltsam Wildpret an einem Orte und eine wunderliche Art, den Wein zu frischen. — Die Hitze verursacht große Ermattung bei den Reisenden. — Giftige Wolfsbeeren hätten sie bald zu Schaden gebracht. — Große Unfreundlichkeit der Spanier im Aufnehmen aller Fremden.

Sechstes Buch.

(1526 — 1530.)

Beschreibung der Stadt Granada. — Das Fest Johannis des Täufers. — Gefährliche Lustgefechte. — Der Pfalzgraf hat Audienz beim Kaiser. — Er besucht vor seiner Abreise Granada. — Ein pfälzischer Unterthan ist allda Büchsenmeister. — Der Pfalzgraf kommt unversehens auf einem Karrn zu Speier angefahren. — Grobheit eines Abtes. — Reichstag zu Eßlingen. — Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen. — Pfalzgraf Friedrich wird wieder Präsident des Reichstages zu Speier. — Er wird zum General-Obrist des Reichs ernannt. — Rüstung wider die Türken. — Der Autor wird zum Kaiser nach Italien geschickt. — Pfalzgraf Friedrich zieht nach Oestreich. — Die Türken belagern Wien. — Große Noth des Landvolks. — In Wien rüstet man sich zur Gegenwehr. — Einer von Zedlitz wird durch die Türken gefangen und vor den Sultan gebracht. — Die Türken laufen vergebens Sturm. — Ihr Abzug. — Scharmützel mit den Türken. — Ein Tumult unter dem christlichen Kriegsvolke. — Der Autor kömmt übel zu Venedig an. — Gefahr wegen Räuber. — Audienz bei dem Kaiser. — Der von Granvella erbietet sich zu allem Guten gegen den Pfalzgrafen. — Pest. — In der Herberge wird Einer anstatt des Autors ermordet. — Die Gesandten der protestirenden Stände vor dem Kaiser. — Des Herrn von Granvella Wort über sie. — Der Autor gelangt wieder zu seinem Herrn. — Er erkrankt an der Seuche: der englische Schweiß. — Der Pfalzgraf zieht nach Italien zum Kaiser. — Gnädiger Empfang des Autors bei demselben. — Audienz des Pfalzgrafen. — Ungleiche Belohnung. — Der Pfalzgraf in Ferrara. — Er wird in

Venedig fürstlich gehalten. — Der Pfalzgraf soll dem König Ferdinand zur römischen Königskrone verhelfen. — Er erzürnt sich über die Mittel, die man ihm zur Heirath vorschlägt. — Es mangelt ihm an Geld. — Er wird Präsident des kaiserlichen Rathes. — Seine Gerechtigkeit. — Er bemüht sich sehr, daß Ferdinand römischer König werde. — Sein Begehren um die Statthalterschaft in den Niederlanden. — Der Kaiser vertröstet ihn auf eine andere Heirath. — Betrug des Granvella. — Gespräch des Pfalzgrafen mit dem Geheimschreiber Renner über den Religionsstreit. — Der Reichstag nimmt ein Ende.

Erstes Buch.

1483—1508.

Aus dem alten, vortrefflichen Stamme der Pfalzgrafen beim Rhein ist der Durchlauchtige Fürst Friedrich von seiner Mutter Margaretha, einer Schwester des Herzogs Georg zu Baiern, am 9. December 1483, um 4 Uhr Morgens, als der Wind stark vom Mittage herging und sehr dunkles neblicht Wetter war, seinem Vater, dem Kurfürsten Philipp, geboren worden.

Der Ort seiner Geburt war das Schloß Winzingen bei Neustadt an der Speier, welches Wasser zum Theil an der Stadtmauer von Speier, zum Theil unweit der alten Stadt Altripen, die nunmehr ein Dorf geworden ist, in den Rhein fließt, und seine Mutter hatte sich wegen der Pest dahin begeben, die in Heidelberg und der Umgegend zu der Zeit verspürt worden war. Der Name Friedrich war dem Kinde vielleicht dem Bruder seines Vaters, Friedrich dem Sieghaften, zu Ehren gegeben worden, der sich diesen Beinamen durch seine glücklichen Kriegsthaten verdient hatte; vielleicht auch,

weil ihn drei edle Ritter aus der Taufe gehoben; deren Einer Friedrich von Dalburg, sowie die Anderen Otto von Hirschhorn und Engelhardt von Neuburg genannt wurden. Oder auch messen wir lieber dem Plato Glauben bei, der da meint, daß tapfere Helden ihre Namen nicht zufälliger Weise, sondern von Gott beigelegt werden, um damit ihre Natur zu entdecken. Unserm Friedrich stand sein Name in der That nicht übel an, da er sich jederzeit friedfertig bezeigt und den Frieden angerathen hat.

Aus dem Umstande, daß in der Stunde seiner Geburt der Hundsstern aufgegangen war, hatten die Sterndeuter verkündigt: er werde in seiner Jugend einem großen Herrn treu dienen und von ihm sehr hoch gehalten werden; trotz dem aber, daß ihm mehr Ehren und ein höheres Alter als allen seinen Brüdern zufiele, sein übriges Leben mühselig und voller Unglück befinden.

In der Kindheit hat sein Hofmeister bald eine gute Art und einen sinnreichen Verstand an ihm befunden und faßte er, was ihm zu lernen aufgetragen war, entweder von selbst, oder, mit guten Worten dazu ermahnt, viel eher und lieber als seine Brüder. Nur wenn man mit Drohworten oder Schlägen in ihn drang, widersetzte er sich, was ich für ein Zeichen seines tapferen Gemüthes erachte, auf das heftigste. Ich kann auch die Art der

damaligen Schulmeister nicht billigen, die sich als Tyrannen gegen die Knaben bezeigten, sie mit Ruthen und Geiseln schreckten und mit grausamer Stimme Alles, auch was ihr Alter weder fassen noch ergründen konnte, von ihnen erzwingen wollten. Sie wollten die jungen Leute nur antreiben und nicht bessern, und Pfalzgraf Friedrich beklagte dies nicht selten, als er später zu Jahren kam, und bezweifelte nicht, daß, wenn er in seiner Jugend einen Lehrer gehabt hätte, wie ihn Horaz und Quinctilian beschreiben, die Erlernung der Wissenschaften und zumal der lateinischen Sprache seinem guten Kopfe leicht geworden sein würde. So sehr er die Letztere liebte, kannte er sie doch fast gar nicht und hatte sie gleichsam nur obenhin angesehen. Gelehrte Leute schätzte er sonderlich und ging, was wohl einigermaßen zur Weisheit dienen kann, gern mit ihnen um.

Als er sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, in welchem er seine Mutter verloren, schickte ihn sein Vater nach den Niederlanden zu dem Prinzen Philipp von Spanien, dem Sohne des Kaisers Maximilian, um bei demselben fremde Sprachen und Sitten zu erlernen und sich etwas in der Welt umzusehen.

Zu seinen Begleitern wurden, damit sein Hofstaat dem Sohne eines Kurfürsten angemessen sei, drei edle, ehrenfeste und verständige Männer, als Silberberger,

Domherr zu Worms, Ritter Stephan von Venningen und Friedrich von Eltz ausersehen.

Als diese den Erzherzog zu Middelburg, der vornehmsten Stadt in Seeland angetroffen und ihm den jungen Fürsten befohlen hatten, nahm er denselben sofort wohlwollend an seinem Hofe auf, und ließ ihn, da es gerade die Mittwoch nach Pfingsten war, des folgenden Tages an seiner Tafel essen, wodann er seine Blicke fleißig auf ihn richtete, ihm oft und freundlich zusprach und ihn von Stunde an aufrichtig lieb behielt.

Seine angenehme äußere Bildung und sein liebenswürdiges Wesen verdienten ihm Jedermanns Gunst und wiewohl er nicht sonderlich lang war, sondern einen etwas untersetzten Körper, mit starken, nervigen Gliedmaßen hatte, gab er doch einen trefflichen Reiter ab und bezeigte sich zu ritterlichen Uebungen in Schimpf und Ernst gleich geschickt und fähig.

Die Ursache, warum unter so vielen Brüdern Friedrich von seinem Vater auserwählt worden war, an den erzherzoglichen Hof zu gehen, soll gewesen sein, weil derselbe von der Unzufriedenheit Maximilians mit der Sendung seines ältesten Sohnes Ludwig an den französischen Hof gehört hatte und den Grund zu den kaiserlichen Beschwerden mit dem zweiten Sohne ausgleichen wollte, dessen natürliche Anlagen nach immer höheren Dingen

strebten und ihn besonders zu der Erlernung fremder Sprachen und dem Umgange mit Ausländern befähigten, die er, dem fast allgemeinem deutschen Brauche zuwider, liebte und mit denen er sich gern erlustigte.

Mittlerweile wurden große Zurüstungen zu der Abreise des Erzherzogs Philipp nach seinem Erbtheile, dem Königreiche Spanien, getroffen und brach derselbe, den wir künftig König nennen werden, mit seiner Gemahlin Johanna und ihrem zahlreichen Hofstaate aus den Niederlanden auf.

In Paris, der größten und berühmtesten Stadt Frankreichs, wo König Philipp vom Parlamente auf das ehrenvollste empfangen wurde und in all' den langen Gassen, durch die er zog, die kostbarsten Fest- und Schauspiele stattfinden sah, war dabei ein solcher Volkszudrang, daß man hätte glauben mögen, es seien mehr als 300,000 Menschen gegenwärtig gewesen.

Der König lag zu Paris zwei Tage still und ging des anderen Tages mit zu Rath ins Parlament, wo er von dem obersten Präsidenten und seinen hundert Beisitzern, alle in Purpur gekleidet, abermals stattlich empfangen ward. Man ließ ihn sogar als Grafen von Flandern und Pair von Frankreich mit zu Gericht sitzen und gestattete auch dem Pfalzgrafen, als höchste Ehre, an einem gewissen Orte niederzusitzen.

Ueber Orleans gelangten sie gen Blois, wo damals Ludwig XII. seine Hofhaltung hatte und dem Könige einige fürstliche Personen entgegen sandte, die ihn in das mit prächtigen Tapeten von Gold und Silber ausgehangene Schloß führten. Unter denselben befand sich der Herzog von Bourbon, welcher König Philipp zur Rechten ging.

Der König erwartete ihn in einem herrlichen Stuhle sitzend und hatte eine Leibwache von vierhundert Schweizern oder Schotten um sich, die in Schupperröcke von vergoldetem Silber gekleidet waren und von der äußersten Pforte an bis zum königlichen Throne standen. Sobald er König Philipp nahen sah, stand er auf und ging ihm einige Schritte, die ihm sein Podagra beschwerlich machte, entgegen. Nach ihren gegenseitigen Begrüßungen ward König Philipp von denen, die ihn nach Hofe begleitet hatten, in seine Herberge geführt.

Als es Nacht geworden war, kamen die Könige zur Tafel wieder zu einander und während die Anderen später tanzten und sprangen, oder zusahen, spielte König Ludwig um einige tausend Kronen Karte, welches damals beliebte Spiel noch heutiges Tages Fluere genannt wird.

Des nächsten Tages zog man auf die Jagd, wo man nicht auf deutsche Art mit Netzen die Gehölze umzog,

sondern die Hirsche mit vielen Hunden in den Wäldern und auf dem Gefilde auftrieb und so lange verfolgte, bis sie fielen, oder von Hunden ereilt und niedergelegt wurden, was die Franzosen scharf jagen nennen.

Meinem Bedünken nach ist solch Gejage viel lustiger als das unsrige, wiewohl es mühsamer sein mag, entweder aus einem Vortheile auf das Wild zu schießen, oder, wenn es ins Garn gekommen, es mit Schweinsspießen oder scharfen Wehren zu fällen.

Weil an diesem Tage Regenwetter war, gab es nicht sonderlich viel auf der Jagd und stellte man sich wieder zu Blois ein, um Ball zu spielen, was beide Könige sehr wohl verstanden.

Die französischen Könige haben vier Marschälle im Lande, deren einer dem Pfalzgrafen Friedrich zugeordnet war, so daß er ihm aufwarten und ihn nach Nothdurft mit allem versehen sollte.

Als Pfalzgraf Friedrich von ohngefähr über einen Graben setzen sollte, stürzte sein Gaul und warf ihn ab. Der Prinz sprang alsbald auf seine Füße, ergriff mit der linken Hand den Sattel und kam also von der Erde, ohne Hülfe der Steigriemen auf das Pferd zu sitzen.

Der über seine Behendigkeit verwunderte Marschall rühmte ihn höchlich und zeigte es seinem Könige an, der zur Stunde seinem Befinden nachfragen ließ und ihm im

Schlosse ein besonderes Gemach zu seiner Heilung anweisen wollte. Der Pfalzgraf schlug es aber beständig aus und ward dieserhalb noch sonderlich geehrt.

Des dritten Tages kamen viele Fürsten und vornehme Edelleute in Gold und Silber gekleidet und mit kostbarem Pferdeschmuck zu Turnier und Ritterspielen herbei, und die folgende Nacht ward fast ganz mit Tanzen und anderen Ergötzungen sowohl nach deutschem als französischem Brauche zugebracht.

Am vierten Tage beurlaubte sich Philipp bei dem Könige und den Anderen und zog über Tours, Poitiers, und Lusignan nach Bayonne, auf welcher ganzen Reise kein Mangel war, weil allerwärts die Rathsherren herbeikamen und den Fremden Ehre anthaten.

Die erste spanische Stadt Fuentarabia ist zwar klein, aber fest und solchergestalt an das Meer gebaut, daß man zur Zeit der Ebbe trocknen Fußes hineingelangt. Sobald die Fluth wieder kommt, liegt sie allenthalben im Wasser.

Hierher hatten der König und die Königin zu Philipps Empfang den großen Comendador von St. Jacob, einen Herrn von fast siebenzig Jahren, mit einem zahlreichen Gefolge von prächtig ausgestatteten spanischen Edelleuten nach der Landessitte abgesandt, die es nicht jedem frei stellt, nach Gefallen von Gold oder Silber ge-

wirkte, oder ganz seidene Kleider zu tragen, indem diese von Natur hoffärtigen Leute es einander in der Kleiderpracht gern zuvorthun und darüber entweder in die äußerste Armuth gerathen, oder die Uebung in den Waffen vernachlässigen, die ihnen in den vielen Kriegen mit den einen Theil von Spanien innen habenden Mauren so nothwendig ist.

Die Stegreife, der Zaum und ganze Pferdeschmuck des Comendadors, so wie seine Sporen waren von lauterem Golde und ein solcher Aufwand stand jedem frei, dessen Vermögen sich so hoch erstreckte. Der Verlust am Goldschmiedslohne, den man dabei erleidet, ist nicht groß, da das edle Metall sich nicht wie gesponnenes oder gewirktes Gold und Silber und seidene Zeuge abträgt.

Der Comendador empfing den König mit einer schönen Rede, darin die Spanier, vermöge ihrer dem Lateinischen verwandten Sprache ein Sonderliches thun, und begleitete ihn durch das Land Biscaya, das zwischen dem Pyrenäischen Gebirge liegt und sehr ungeschlacht ist, auch von groben und harten Leuten bewohnt wird, die man vor Zeiten Chalybes nannte. An ihren Städten Tolosetta, Arnanium, Villa franca und Segura fließt das Wasser Chalybs hin, das ein groß Geräusch zwischen den Bergen macht, und da sie aus ihren vielen Eisenbergwerken gute

Schwertklingen fertigen, hat Virgil nicht unbillig von ihnen gesagt:

At Chalybes crudi mittunt ferrum.

Dem Könige Philipp war es eine überaus große Lust, daß ihm in den Dörfern uud Flecken hin und wieder Mädchen und Jungfrauen mit abgeschnittenen Haaren begegneten, die in ihrer gar besonderen Sprache sangen:

„Wir sind ebenso wohl als der König von Adel und so du selbst ein ehrlicher und edler Herr bist, gib uns etwas, wofür wir einen Tanz halten und einen guten Tag haben."

Das streitbare Volk der Biscayer hat dies daher, weil sie sich zu Wasser und Lande gegen die benachbarten Franzosen, sowie gegen die Mauren, die sie vollends aus Spanien vertreiben helfen, allezeit wohl gehalten haben. Sie sind deswegen von dem Könige von Spanien befreit und ihre Weiber damit begnadigt worden, daß sie sich kleiden und ihren Kopf bedecken dürfen, wie sie wollen, anstatt daß sonst alle Spanier und Spanierinnen mit einer einzigen Tracht zufrieden sein müssen. Man findet sonach unter den Biscayern unzählige Kleidertrachten und es ist fast kein Dorf so klein, darinnen nicht etwas Absonderliches erdacht würde.

Es war damals großer Mangel an Futter und Lebensmitteln, weil außer den Bettlern und Wallbrüdern gen

St. Jacob von Compostell wenig Fremde in Spanien reisten. Die Spanier selbst behalfen sich schlecht und gering und kamen selten zu anderen Leuten, ließen auch den Ackerbau anstehen und versorgten sich mit nicht mehr Vorrath, als sie der Menschenanzahl nach bedurften. Doch hat sich unter der gegenwärtigen Regierung Kaiser Karls das Land an Menschen wie an Feldwirthschaft gebessert.

Das Land bei Burgos und Toledo ist so unfruchtbar, oder wird vielmehr so übel bestellt, daß es weder Heu noch Stroh, den Pferden unterzustreuen, gibt; doch achten es die spanischen Pferde nicht und bleiben dabei viel schneller, leibiger und dauerhafter als die unsrigen. Wie doch eben die Gewohnheit zur anderen Natur werden kann und sich an Wenigem begnügen läßt! Wir Deutschen denken, es sei um uns geschehen, wenn wir uns nicht täglich vier oder fünfmal mit Speise und Trank überfüllen und sonderlich unsere Pferde mit Haber, Heu und Spreu mästen, daß sie davon kaum schnauben können.

König Philipp ward aller Orten von den Großen, dem Adel und den Bischöfen mit Pauken und Pfeifen empfangen und es pflegten dabei die Trompeter und Heerpauker voranzugehen, die Edelleute und Grafen folgten und zuletzt kam der Fürst zwischen zweien Grafen oder Herzögen; wobei gemeiniglich ein Possenreißer sich befindet, der herausstreicht, wie reich der Prinz sei, was für Thaten er voll-

bracht habe, wie viele Unterthanen er besitze und was man sonst zu seinem Ruhme dienlich erachtet.

Ein solcher Prinz geht, nachdem er vom Gaule gestiegen, allein vor den König und küßt ihm die Hand, welches dem, der dazu gelangt, als große Ehre angerechnet wird.

Einige haben sehr hurtige und leichte Pferde, die theilen sich in zwei Haufen und werfen sich mit kleinen Rohrspießen, also daß einer den andern trifft, und es zuweilen wohl anzusehen ist, wie fertig sie die Rosse tummeln und wie erstaunlich hoch sie die dazu besonders geeigneten Rohrspieße im Rennen über sich bringen.

Wer den andern am meisten getroffen und das Pferd im Auf- und Niederrennen und Wenden am besten gebraucht hat, wird von den Frauen geehrt und trägt den Preis davon, als worauf die Spanier, die viel von Weibern halten, hohen Werth legen.

In Toledo gewärtigten König Ferdinand und Isabella der Ankunft ihres Eidams und ihrer Tochter mit Verlangen und hatten an den fünfzehn hundert Fürsten, Herren und vornehme Edelleute zu Roß um sich versammelt, die König Philipp mit großer Ehrerbietung empfingen und mit Trompeten und Heertrommeln nach der Stadt begleiteten, worin er für mehrere Monate seinen Aufenthalt nahm.

Unter dem königlichen Hofgesinde waren über hundert Weidleute, worunter zehn Besondere, die dem Könige zur Seite ritten, und es hatten tägliche Spiele mit dem Rohrspieß werfen, oder Stiergefechte statt, an denen die Spanier besonderes Vergnügen finden.

Wegen der Uebergabe der Stadt Granada, die gerade am Festtage Johannes des Täufers erfolgt ist, begehen die katholischen Könige diesen mit Freude und Herrlichkeit und kommen an ihm die Fürsten und der Adel, zu Zeiten an die drei oder viertausend Pferde stark zusammen, die den König mit großer Pracht auf das Feld hinaus begleiten und zu seiner Belustigung allerlei Ritterspiele, sonderlich mit dem Rohrwerfen halten, die tragen dabei an den Armen köstliche Bänder und lassen sich mit reich gesteppten und goldgestickten Pferdedecken sehen.

Zu solcher Art hatte sich auch der Pfalzgraf Friedrich gewöhnt und mit Fleiß die Kunst erlernt, auf spanische Art zu reiten, welche man a la geneta nennt, weil genet ein spanisches Pferd heißt. Da ihm aber die Kleinodien des Armschmucks mangelten, lieh ihm ein reicher Edelmann am Hofe deren von so hohem Werthe, daß keiner köstlichere aufzuweisen hatte. Als sich dann der Pfalzgraf wieder vor den Anderen mit Reiten und Rohrwerfen sehen ließ, erhoben ihn die Spanier bis zu den Sternen und priesen ihn als den Reichsten und Gewand-

testen von Allen. Er erlangte dadurch auch bei dem Könige und bei Philipp große Gunst.

Mittlerweile kam die Zeit heran, in der Philipps Abreise, um der dringendsten Geschäfte willen, nicht mehr zu verschieben war, und lud er seinen Schwiegervater und seine Schwiegermutter noch zuletzt zu einem stattlichen Bankett ein, bei dem Niemand als diese beiden, er und seine Gemahlin, an der Tafel saßen. Dem Pfalzgrafen Friedrich war, zu seiner großen Ehre, das Schenkenamt befohlen, Markgraf Bernhard zu Baden zum Credenzen ernannt, und andere vornehme Herren aus König Philipps Gefolge warteten bei der Tafel mit ihren Diensten oder trugen die Speisen auf.

Nachdem Philipp vom Könige und der Königin Abschied genommen hatte, um zu seinem Vater nach Deutschland heimzukehren, ließ er seine Gemahlin schwangeren Leibes hinter sich und machte sich durch Aragonien auf den Weg. Er hatte aber nur erst die schöne und volkreiche Stadt Saragossa erreicht, wo er einige Tage still lag, als ihm dahin die Post nachkam, daß seine Schwiegermutter krank geworden sei.

Er entschloß sich ohne Zögern umzukehren, und nahm nur Pfalzgraf Friedrich nebst vier Pferden und einem Vorreiter mit.

Er fand seine Schwiegermutter und den König in

Madrid, das er schon am vierten Tage erreichte, wiewohl es funfzig spanische Meilen, die nicht viel kleiner als die deutschen sind, von Saragossa entfernt liegt und blieb allda noch einen Monat.

In der Zwischenzeit ließ er sich alle Wochen dreimal bei der Vogelbaize finden, mit der der alte König sich belustigte. Er machte sich zu dem Ende in der Frühe auf, ließ sich auf Eseln kalte Küche nachtragen und blieb den ganzen Tag auf dem Felde, um sich, so oft er, gemach und allein vor sich hinreitend, einen Kranich gewahrte, einen Falken auf die linke Faust setzen zu lassen und in Begleitung seines Stallmeisters und Raimunds von Cardona, auf einem fertigen Zelter dem Vogel nachzueilen.

Er konnte also, wenn er die Falken fliegen ließ, mit besonderer Lust und Geschwindigkeit viele Kraniche fangen, weil die losgelassenen Falken dieselben nicht in die Höhe, und dazu abgerichtete schnelle Hunde sie nicht auf die Erde kommen ließen, so daß die Kraniche immer in der Luft bleiben und sich von den Falken treiben lassen mußten. Es war auch unter so vielen und mancherlei Vögeln, denen man nachstellte, keine Art, auf die nicht der eine oder andere Falke abgerichtet gewesen wäre und so fing man, wenn man sich bisweilen zu dem Weidwerk hinausmachte, mehr als hundert Vögel.

Sobald Pfalzgraf Friedrich merkte, daß König Philipp an der Vogelbaize Gefallen fand, begleitete er ihn dazu regelmäßig und wich unterdessen nicht von seiner Seite.

Als es sich mit der Königin nach einem Monat etwas besser anließ, machte sich Philipp wieder zu der Reise fertig und gelangte mit den Seinigen, die er in Saragossa abholte, nach Barcelona. Unterwegs bestieg er den Berg Serrate, der so weit gesehen wird und wegen der Kapelle unserer lieben Frau so wie der vielen Mönchsklöster berühmt ist, die auf seinem schwer zu erreichenden Gipfel liegen.

Bei seiner Ankunft in Barcelona ward König Philipp gleich wie im Triumph empfangen und veranstaltete man ihm zu Ehren allerlei Spiele, von denen dasjenige, welches ich beschreiben will, das lustigste zu nennen war.

Der Ort, wo man sie hielt, war mit herrlichen Teppichen von gewirktem Gold und Silber, so wie mit Tüchern von serischem Zeuge ausgehangen, welche Kleidung auch die Mitspielenden selbst anhatten, da die Katalonier unter der Kleiderordnung des Königs nicht mit begriffen sind. Man sah darin einen glänzenden Himmel und eine grausame Hölle als den Schauplatz von allerlei Historien vorgestellt, die, ehe man sich zur Abendmahlzeit verfügte, an die vier Stunden dauerten.

Mittlerweile waren auch auf dem Meere, das die Mauern der Stadt Barcelona bespült, die großen Stücke der Schiffe fertig gemacht, so wie in der Stadt ein künstliches Feuerwerk angerichtet worden, und stand zu oberst auf dem Markte ein großer Stern voll von Schüssen und Raketen, welche, von Papier bereitet, mit Büchsenpulver gefüllt werden, angezündet in die Höhe gehen, und so lange in der Luft hin und wieder schweben, bis sie, fast verbrannt, einen Klapf oder Laut von sich geben. Dieses Alles und daneben die schönen Weiber, deren es in Barcelona viele giebt, hätte König Philipp gern also gesehen, daß man ihn nicht gekannt. Er vertraute den Handel Einigen und man beschloß, daß er niemand als den Pfalzgrafen Friedrich, den Stallmeister des Königs Ferdinand, den Großhofmeister, einen Rhodiser Herrn und den Herrn von Carbaran, welchen er besonders liebte, mitnähme.

Es ward allen angesagt, daß sie zu einer gewissen Stunde zugegen wären. Sie verweilten aber etwas lange, und es kam allein Pfalzgraf Friedrich auf einem Maulesel an. Da nun auch des Königs Maulesel noch nicht zugegen war, ging er unwillig wegen des Verzugs im Hofe auf und nieder.

Der Pfalzgraf sprach zu ihm: Sitzt auf mein Maulthier, Herr, ich will warten bis das eure kommt. Der

König aber gab zur Antwort: Das thue ich nicht; und damit man mich nicht kenne, sollt ihr der Herr sein. Um nun dem Könige den Verdruß, des Verzugs wegen, zu benehmen, sagte der Pfalzgraf ferner: So wollen wir uns beide aufsetzen, einer vorn, der andere hinten.

Dieser Vorschlag gefiel dem Könige und so ritten sie hin und wieder durch die Gassen und großen Höfe, und sahen sich allenthalben, wo schöne Frauen an den Fenstern waren, um. Zuletzt drangen sie mit vieler Mühe durch die Volksmenge auf den Markt.

Unweit des Meeres ist eine Fläche, bei der die Galeeren standen, deren große Stücke mit solchem Krachen losgebrannt wurden, daß man meinte, das Meer brenne von lauterem Feuer und werde sich gar verkehren. Als dasselbe aufhörte, zündete man eine Rakete an, die an einer Schnur bis zu dem vorgedachten Sterne lief, den sie ansteckte und nun flogen daraus unzählige Schüsse hervor, die sich, brennend und platzend, als ob es donnerte, weiter als auf hundert Schritte austheilten.

Hierher war der König, zu dem sich unterdeß auch seine übrigen Diener gefunden hatten, mit dem Pfalzgrafen gekommen, und da die Maulesel seiner Begleiter das Krachen der Raketen und das Feuer nicht vertragen konnten, liefen sie, wider den Willen ihrer Herren, mit ihnen über Stock und Stein von dannen.

Nur der Maulesel des Pfalzgrafen blieb so lange unbeweglich stehen, bis ihm eine Rakete an den Kopf flog. Darauf wandte auch er sich um und lief im Kreise hin und wieder. Pfalzgraf Friedrich, der zu hinterst saß, fiel herunter und zog den König mit sich zur Erde, wo beide eine Weile liegen blieben, ohne vor großem Gelächter wieder aufstehen zu können.

Es fragte endlich Einer den Anderen, ob ihn etwas schmerze und da keiner einen Schaden an sich fühlte, standen sie auf und sahen sich, wiewohl vergebens, nach den Ihrigen um, die nicht mehr in der Nähe zu spüren waren. Da die Nacht angebrochen war und sie die Wege durch die fernen Stadttheile nicht kannten, wußten sie nicht, wohin sie sich nach einer Herberge wenden sollten.

Sie schwebten noch im Zweifel, als der Pfalzgraf in einiger Entfernung ein Gebäude mit Erkern gewahrte.

Er sprach: Ich will sehen, ob uns jemand einläßt, und fand alsbald Leute, die ihnen die Thüre aufmachten und sie eintreten ließen.

Es waren da einige schöne Frauen, die sie fragten, wer sie seien, und der Pfalzgraf antwortete, er sei einer von den geheimen Dienern des Königs, der Andere sein Geselle. Die herrliche Gestalt und das majestätische Ansehen des Königs wollten nun nicht zugeben, daß die Frauen sich dessen bereden ließen und sie erach-

teten leicht, es müsse darunter etwas Anderes verborgen sein.

Nachdem sie an dem Orte fast zwei Stunden gewartet hatten, kam einer der Herren nach dem anderen an und erzählte, Gott und allen Heiligen für die Rettung dankend, wie es ihnen mit den Mauleseln ergangen sei. Sie berichteten auch, daß die Thiere gleichwie kollernd noch in der Stadt herumliefen und sich nicht fangen ließen. Der König erzählte sein und des Pfalzgrafen Abenteuer, worüber sie herzlich lachten und da die Maulesel nicht wieder kamen, sondern erst des andern Tages gefunden wurden, mußte jeder zu Fuße nach seiner Herberge gehen. Ueberdies ward dem Könige zu Ehren ein stattlicher Tanz von etwa sechszig adlichen und Bürgerfrauen aufgeführt, die so schön in Goldstoff, Sammet und Seide gekleidet waren, daß man sie hätte für Göttinnen halten können. Der Tanz war ein maurischer, wobei die Frauen mit den Fingern Schnippchen schlagen und an den entblößten Armen so köstliches Geschmeide tragen, daß sie Steine zur Liebe bewegen könnten. Als es nun Mitternacht zu Ende war, ging jeder heim und legte sich schlafen.

Nachdem der König etliche Tage zu Barcelona verweilt hatte, reiste er über das Gebirge, wo noch etwas von den Siegeszeichen des Pompejus zu sehen ist, und

am Meere der Ort Aphrodisium, der Tempel der Venus gestanden haben soll, nach der Roussiloner Hauptstadt Perpignan. Die herrlichen vierstündigen Spektakel, welche ihm hier zu Ehren gegeben wurden, übertrafen die von Barcelona an Pracht bei weitem.

Es wurden viele Historien aus dem neuen und alten Testamente, als die Passion Christi und andere gespielt und durch Kunst das Paradies und die Hölle dargestellt, worin große Geschütze so artig von Papier gemacht waren, daß die Zuschauer nicht anders meinten, als es wären rechte Büchsen. Das Paradies und die Engel stritten und stürmten wider die Hölle. Die Engel waren mit weißen Kleidern, die Teufel mit güldenen und silbernen Stücken, Sammet und Seide angethan.

Wenn die gemachten Büchsen angezündet wurden, gaben sie ein groß Geprassel und Krachen von sich und flogen zugleich viele Raketen, deren an die zehntausend gewesen sein sollen, heraus. Es war auch darunter keine, die nicht einen Knall und Feuerblitz von sich gegeben, also daß man hätte glauben können, es stünde Alles in Feuer und bewegten sich Himmel und Erde, wo sie nicht am Ende gar über den Haufen fallen würden.

Als das Krachen aufgehört hatte und der Rauch in die Luft vergangen war, sah man mit Bestürzung, wie von dem vorher zugerichteten Gebäude und den großen

Stücken weder Räder noch Behältniß mehr vorhanden, sondern alles mit aufgegangen war. Der Verräther Judas, der dabei gewesen, erhing sich an einem Fenster und ward von einem Feuerstrahl getroffen, mit dem er verschwand. —

Das schlecht bestellte Land zwischen Perpignan und Narbonne ist nur von armen Leuten bewohnt, da es in den zwischen beiden Königreichen ausbrechenden Kriegen immer zuerst angegriffen wird. Beide Könige haben die Bewohner deswegen damit begnadigt, daß, wer von ihnen in einem solchen Jahre die Wallfahrt zu unserer lieben Frau von Monserrat oder nach Compostell zu Sankt Jakob macht und ein Weib nimmt, von allen Gefährdungen und Beschwerungen des Krieges befreit sei. Kommt also ein Geschrei vom Kriege aus, so sieht man die meisten sich auf solche Wallfahrten gefaßt machen, oder zuweilen an die dreihundert an Einem Tage heirathen und andere sich durch die Flucht, die ihnen indeß schwer wird, entziehen, da man sie an Sprache und Kleidung leicht als Gavachen erkennt, vor die Richter zurückbringt und hart, nicht selten mit lebenslänglichem Galeerendienste bestraft.

Nachdem der König, um der schönen Frauen und Jungfrauen willen, die sich haufenweise vermummt sehen ließen, drei Tage in Montpellier verweilt hatte, kam

er über Avignon nach Lyon, wo König Philipp den König und die Königin von Frankreich, so wie den Pfalzgrafen Ludwig, den Bruder Pfalzgraf Friedrichs, antraf, der hernach Kurfürst ward und von ihrem Vater an den Hof des Königs geschickt worden war.

Allda ward König Philipp herrlich empfangen und weil er den Brauch beibehielt, auf spanische Art zu reiten, bat ihn König Ludwig eines Tages, das Ritterspiel mit dem Rohrwerfen zur Kurzweil anzustellen. Philipp gab den Seinigen Befehl, sich dazu zu rüsten und vor allen dem Pfalzgrafen Friedrich, der es am fertigsten gelernt hatte. Sie machten sich vor die Stadt hinaus auf die nächste Wiese und als der Pfalzgraf vom Könige wiederholt ermahnt ward, sich wohl zu halten, warf er die Rohrspieße so hoch, daß König Ludwig, darob verwundert, zu den umstehenden Kardinälen, Herren und Prinzen sagte: Seht, was ein Deutscher kann! als ob ein solcher zu der Kunst am wenigsten geschickt sei.

Zu Lyon befiel den König Philipp eine Krankheit, die er zwei Monate lang in einem Kloster an der Seine außerhalb der Stadt abwarten mußte, und es geschah derweil nichts Denkwürdiges, als daß König Ludwig zwei= oder dreimal in der Woche sich auf die lustige Wiese begab, wo die jungen Hofleute allerlei Uebungen und Kurzweil anstellten.

Einige schossen mit dem Bogen, andere tanzten oder liefen um die Wette, einige trieben oder warfen große Steine von sich und unterließen nichts, was zur Leibesübung oder zu Erlangung von Frauengunst diente.

Die Königin mit ihren Frauen war allezeit und auch Pfalzgraf Friedrich desto unbehinderter zugegen, als er seinem kranken Herrn nicht aufzuwarten brauchte.

Pfalzgraf Ludwig that dem Willen seines Vaters, an diesem Hofe die französische Sprache zu erlernen, so wenig Genüge, daß er vielmehr den Umgang mit Anderen floh und unter denen, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, wie ein Einsiedler lebte.

Als der König und die Königin gewahrten, wie ganz anders Pfalzgraf Friedrich an Sitten und Geberden sei, heiter, gesprächig, einschmeichelnd, gesellig und in allen jugendlichen Ritterspielen der vornehmlichste, baten sie ihn, er wolle den Bruder vermögen, es ihm in seinem Wesen nachzuthun.

Pfalzgraf Friedrich war dazu alsbald bereit und bewog Ludwig, der immer seine Unkenntniß der Sprache vorschützte, unter dem Versprechen, sein Dolmetscher zu sein, mit ihm zu den Frauen zu gehen. Sie waren aber kaum bei denselben angelangt, so schlich er sich weg und mußte Ludwig, er mochte wollen oder nicht, zur großen Belustigung der Königin, mit ihnen allein schwatzen.

Denselben Streich spielte er ihm auch eines Tages mit der Königin selbst und die kurzweiligen Aufzüge, mit denen er sich alle Stunden sehen ließ, gefielen der Königin so wohl, daß sie zuletzt König Philipp bat, den Pfalzgrafen Ludwig zu sich zu nehmen und an dessen Statt Friedrich bei ihr zu lassen.

Als Philipp, nach seiner Genesung, den dankbarsten Abschied von dem Könige und der Königin genommen hatte, reiste er zu dem Herzoge Philibert von Savoyen, der seine Schwester Margaretha zur Ehe hatte, und ihn mit Pracht und Ehren in Burgund bewirthete, so wie von dannen durch das Sundgau und Hegau nach Innsbruck, wo er seinen Vater, den Kaiser und seine Gemahlin Marie fand, und der erstere ihn väterlich und mit Freuden und Herrlichkeit einholte.

Es trug sich zu, daß in den Tagen die Schwester des Kardinals von Salzburg dem Grafen von Ladrona war zur Ehe versprochen worden und man mit Bestellung des Beilagers umging, dem die Gegenwart des ihr früher in Liebe zugethanen Königs Philipp ein höheres Ansehen lieh.

Dabei wurden mit Rennen, Tanzen und Jagen allerlei Schauspiele angestellt, und unterließ man nichts, was dem Könige Philipp als einem Reisenden angenehm sein konnte.

Nach drei oder vier Tagen machte sich der König abermals auf die Reise und eilte den Niederlanden zu.

Unterweges besuchte er in Stuttgart den Herzog Ulrich von Würtemberg und kehrte in Heidelberg bei dem alten Pfalzgrafen Kurfürsten ein, der ihn besonders stattlich empfing und auf seinem Schlosse drei Tage lang mit Ritterspielen und Jagden ergötzte.

Eines Tages wollte der König den Kurfürsten sehen lassen, was sein Sohn gelernt hätte und befahl er diesem, seinen eigends für ihn mit Sattel und Zeug belegten Zelter zu besteigen.

Nun war vor dem Schlosse zu Heidelberg unweit des Berges ein, mit einer Mauer umgebener, erhöhter Ort, genannt der Hasengarten, wo gegenwärtig ein breiter Platz und Hof, wie ein Haus ist, in dem Weinfässer gebunden werden.

Von dem Orte an begleitete der König den Pfalzgrafen Friedrich zu Rosse bis an das Schloßthor.

Hier gab dieser dem Pferde die Sporen und fing an zu rennen, als ob er flöge; hielt aber plötzlich vor dem großen Hofe still, regierte und lenkte das Roß und warf, so stark er konnte, mit den Armen ein Rohr in die Höhe, das in den jetzt abgetragenen, hohen Thurm des Schloßthores zum Fenster hineinfiel. Jedermann, und vor allen die Frauen, wunderten sich höchlich, daß

das Pferd nicht gefallen war und sich in einem mit glatten und breiten Steinen gepflasterten Hofe hatte halten lassen. Der Pfalzgraf Kurfürst lachte dazu und der König fragte ihn, ob er seinen Sohn nach seinem Gefallen habe unterrichten lassen?

Der Kurfürst bedankte sich und versprach, wenn er es nicht für seine Person thun könne, daß sein Sohn Friedrich es ihm mit getreuen Diensten entgelten solle.

Hierauf sagte ihm auch der König für die ehrenvolle Bewirthung Dank, die er dem pfälzischen Hause und zunächst dem Pfalzgrafen Friedrich immer eingedenk sein werde und schied von Heidelberg, indem ihn der Kurfürst bis zu dem alten Schlosse Mannheim am Rhein begleitete, wo, ehe sie sich trennten, eine große Schweinsjagd angestellt wurde.

König Philipp begab sich in die Niederlande und Friedrich folgte ihm von Heidelberg in wenigen Tagen dahin, wo er bis in das vierte Jahr, in dem der baierische Krieg anhub, bei ihm blieb. Als dann der Kurfürst ihn zu sich berief, folgte er als ein gehorsamer Sohn und ward vom Grafen Wilhelm von Renneberg durch unwegsame Orte begleitet, in denen sich, dem Kaiser zu gefallen, jedermann dem Pfalzgrafen feindlich bezeigte. Der Graf war vom Kurfürsten in Bestallung genommen worden, eine große Ritterschaar zu werben, von

der er aber nur dreihundert zusammenbrachte. Sobald Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg angekommen war, ließ ihn sein Vater vor sich fordern und redete ihn mit den Worten an: „Du siehst, lieber Sohn, wie es um mich steht und ich von allen Seiten mit schwerem Kriege überzogen werde. Herzog Albrecht zu Baiern, der sich auf die Schwägerschaft des Kaisers verläßt, hat alle Blutsfreundschaft zu mir bei Seite gesetzt und beträgt sich, seinen Begierden zu fröhnen, als mein Feind. Der Kaiser hält es mit dem Manne seiner Schwester, um unser Haus nicht zu hoch steigen zu lassen und hat uns unverhört in die Acht erklärt, auch jedwedem erlaubt, unsere Güter einzunehmen und zu plündern. Der Herzog von Würtemberg belagert raubgierig, des Bündnisses zwischen uns uneingedenk, unsere Städte, von denen er mehre eingenommen hat. Der Landgraf von Hessen verwüstet mit Feuer und Schwert den besten Theil der Pfalz, weil er bei dieser Gelegenheit den uns als Lehen zugefallenen Theil der Grafschaft Katzenellenbogen an sich bringen will und liegt zur Zeit vor unserer Stadt Kaub am Rheine. Herzog Alexander von Zweibrücken sammt dem Grafen von Leiningen thut uns mit Heeresmacht an vielen Orten Schaden. Die Reichsstädte sogar, die wir nie beleidigt haben, stehen in Rüstung wider uns und die Stadt Nürnberg hat neulich un-

sere Stadt Neumarkt belagern lassen. Der Markgraf von Brandenburg befehdet uns auch in der Oberpfalz und es ist fast Niemand im Reiche, der nicht wider uns Partei nähme.

Ueber alles dies ist dein Bruder Ludwig in Frankreich, dessen König weder Glauben noch Zusage hält und die Hülfe von einer Zeit zur andern aufschiebt und dein Bruder, Herzog Rupprecht mit seiner Gemahlin durch Gift getödtet worden, der, wenn er noch lebte, der ganzen Pfalz als eine Mauer dienen könnte und uns vor aller Noth bewahrte. Er hat vielmehr drei kleine Söhne hinterlassen, deren Jugend man beschützen muß und, da ich als ihr Großvater, wie du siehst, durch eine beschwerliche Krankheit daran behindert bin, habe ich dich, mein Sohn Friedrich, zu mir kommen lassen, auf daß du für das Vaterland und die Deinen das Unheil bekämpfest und dich zum Vormund der jungen Prinzen machen lässest. Du wirst dich nicht weigern, unsere Wünsche zu erfüllen und unser Trost und Stab zu sein. Auch ist unsere Sache, wenn wir den Muth nicht sinken lassen, nicht sogar verloren und haben wir an dem Bischofe von Würzburg einen beständigen Freund, der dir mit Rath und That beispringen wird. Dein anderer Bruder Philipp, Bischof von Freising, ist ebenfalls vorhanden, und in Baiern manches Fähnlein

Kriegsvolk und getreue Hauptleute, mit deren Beistand du unserer Sache wieder aufhelfen kannst."

Der Kurfürst richtete solche und noch mehrere Worte an seinen Sohn, weil er bereits von seinen Räthen wußte, daß derselbe nicht für seine Pläne gestimmt sei. Ob ihn Friedrich aber auch zu bereden suchte, von seinen acht Söhnen einen andern, der es eben sowohl als er verstehe, zu dem Amte zu erwählen und vornehmlich die große Gunst des Königs Philipp für sich anführte, der ihn beim Abschiede fast mit Thränen gebeten habe, nicht von ihm zu lassen und dereinst dem ganzen pfälzischen Hause zu großem Nutzen gereichen könne; blieb der Kurfürst, nachdem er mit seinen Hofräthen eine Weile zweifelhaft gewesen war, doch der Ansicht, daß man auf die königlichen Worte Philipps nicht viel bauen dürfe, dessen Vater, der Kaiser, dem pfälzischen Hause allzu abhold sei. Und wie kann, sagten Einige, der König unserm Pfalgrafen sonderlich gewogen sein, derweil er, um uns zu verderben, dem Kaiser etliche Geschwader Reiter zugeschickt hat. Er mag sich dagegen vertheidigen, wie er will und vorgeben, er habe seinen Vater nicht lassen können, der einen unrechtmäßigen Krieg wider uns angefangen hat. Wie wird er dem Pfalzgrafen dereinst groß Geld und Gut geben, da er sich jetzt nicht einmal des Krieges gegen ihn entschlagen mag.

Der Pfalzgraf sah also ein, daß er seinem Vater Folge leisten müsse und fügte sich mit guter Art in seinen Willen.

Er hatte bisher ein vergnügliches Leben geführt und gerieth nun in Sorgen und Bekümmernisse.

Als Vormund der unmündigen Söhne seines Bruders ward er zuerst nach Landshut in Baiern geschickt, wo deutsche und böhmische Kriegsvölker seines Vaters versammelt waren. Die sollte man, ohne daß man wußte wie, bezahlen.

Die vielgerühmten Schätze, die Herzog Heinrich der Reiche, der mütterliche Großvater der beiden jungen Fürsten Otto Heinrich und Philipp, gesammelt und in der Stadt Burghausen in einem Thurm aufbewahrt hatte, waren fast erschöpft. Bei den Obristen und Hauptleuten des Kriegsvolks suchte Friedrich vergebens Rath und erseufzte von Herzen bei dem Gedanken, in was für Noth er nach seinem vorigen guten Stande beim Könige Philipp gerathen sei. Was indessen einmal angefangen war, mußte durchgeführt werden, und indem er Alles weislich erwog, befand er, daß man dem Drange weichen und Kaiser Maximilian wo nicht um Frieden, doch um einen Waffenstillstand ersuchen müsse. Er vertraute dies Vorhaben seinem Bruder, dem Bischofe von Freisingen, der es billigte und sich mit ihm zu reisen erbot.

Sie begaben sich zum Kaiser nach dem Etschlande, wo sie ihn, sobald er hörte, wovon die Rede sei, ziemlich verstockt antrafen.

Wie jung aber auch der Pfalzgraf war, wußte er den Kaiser so geschickt an die Dienstergebenheit zu erinnern, die das pfälzische Haus dem seinen von je bewiesen hatte, so wie in das Licht zu stellen, wie die baierischen Fürsten von jeher den österreichischen Abbruch zu thun und ihnen die Kaiserwürde zu entreißen gesucht hätten, daß er nach mehrtägiger Bedenkzeit, die der Kaiser nahm, seinen Zweck erreichte.

Ja, da Maximilian, ohne daß er es Wort haben wollte, des Krieges überdrüssig war, erlangte Bischof Lorenz von Würzburg, während der Unterhandlung des Stillstandes so viel von ihm, daß er das Schiedsrichteramt übernahm und einen Reichstag nach Köln ausschrieb, wohin er im Jahre 1505 Herzog Albrecht von Baiern und Pfalzgraf Friedrich als Vormund beschied. Er that allda nach langem Zanken und Verhandeln einen Ausspruch, den es nicht nöthig ist, hier herzusetzen, da dieser Krieg bei Richard Bartolino in schönen lateinischen Versen, zu denen Dr. Spiegel eine Erklärung gegeben hat, beschrieben worden ist.

Während des Reichstages gerieth König Philipp in einen Krieg wider den Herzog Karl von Geldern und

belagerte die Stadt Arnheim; schrieb auch wegen voriger Freundschaft an den Pfalzgrafen Friedrich, ihm ungesäumt Kriegsvölker zuzuführen.

Der Pfalzgraf hielt die Gelegenheit für günstig, dem Könige sein geneigtes Gemüth zu erkennen zu geben und vermochte nicht allein seinen Bruder Ludwig, sondern auch, wen er sonst an Fürsten, Grafen, Freiherren und vornehmen Edlen aufbringen konnte, sich mit ihm zu Fuße, da die Zeit zu größerer Ausrüstung zu kurz war, vor Arnheim zu begeben.

Sie fuhren zu Schiffe den Rhein hinunter und kamen bis Emmerich, wo sie erfuhren, daß die Belagerung ein Ende genommen hatte und mit dem Herzoge von Geldern Frieden gemacht worden war.

Als sie wieder nach Köln zu aufwärts schifften, vernahm man von den Schiffsleuten, daß man, wegen der vielen Krümmen des Stromes bis zum Städtchen Santen, kaum in einem Tage dahin käme.

Es beliebte ihnen dann, als Kriegsleute zu Fuß, jeder einen langen Spieß auf der Achsel, nach der Stadt zu reisen und als sie nicht weit davon waren, vernahmen sie, daß Kaiser Maximilian zu Schiffe daselbst angekommen sei.

Sie stellten bereits aus Ehrfurcht vor der Majestät ihren Dienern ihre Spieße zu und fragten nach ihren

Kleidern, als der Kaiser ihnen sagen ließ, sie sollten in die Stadt ziehen, wie sie es Willens gewesen wären. Er soll auch an diesem Spektakel solch Gefallen gefunden haben, daß er zehn Tage später mit ihnen auf dieselbe Art in Köln eingezogen.

Es waren ihrer daselbst zusammen über Neunhundert und durfte Niemand mitgehen, der nicht von hohem adlichen Stamme befunden worden wäre. Zu oberst befanden sich in der Gesellschaft Kaiser Maximilian, die beiden Pfalzgrafen beim Rhein, die Herzöge Friedrich und Johann von Sachsen, die Markgrafen Joachim und Friedrich von Brandenburg, die Herzöge Albrecht und Heinrich von Mecklenburg, der Herzog Heinrich von Braunschweig, Herzog Ulrich von Würtemberg und ein Landgraf von Leuchtenberg.

Die Ursache der aufgehobenen Belagerung war, daß König Philipp nach Spanien zu reisen genöthigt wurde, wo seine Schwiegermutter plötzlich erkrankt sein sollte. Er war aber nicht sobald daselbst angelangt, so ging er selbst unversehens im Jahre 1506 mit Tode ab, weil er sich in der Stadt Burgos beim Ballspiele erhitzt hatte und mit einem Trunke Wassers erquicken wollte.

Pfalzgraf Friedrich fiel aus Bestürzung über seinen Tod in eine schwere und langwierige Krankheit und be-

gab sich, als er von derselben genesen war, in die Dienste Kaiser Maximilians. Bei demselben erlernte er auch die Kriegskunst solchermaßen, daß er, wie die Folge erwiesen hat, für einen trefflichen Kriegshelden gelten konnte.

Er ließ sich das erstemal zum Kriege gebrauchen, als der Kaiser und König Ludwig von Frankreich sich, während des Costnitzer Reichstages, 1507 verbunden hatten, die Venediger zu überziehen und rüstete, der kaiserlichen Huld zu Liebe, auf eigene Kosten eine Schar Reiter zu dem Zuge aus. Nun beurlaubte Maximilian nicht lange darauf sein Kriegsvolk und zog seines Weges heim, weil ihn die Hoffnung trog, die Stadt Padua wieder zu erobern, die er zuvor besessen und durch schändliche Nachlässigkeit verloren hatte.

In dem nach kurzer Zeit abermals ausbrechenden Kriege bezwang Pfalzgraf Friedrich zuvörderst im harten Winter das Schloß Buldenstein im Alpgebirge und nahm das ganze Thal bis nach Venedig ein.

Er kam sogar so weit, daß er die Stadt Venedig sah, die sehr in Aengsten war und, wenn es nicht an Schiffen gemangelt hätte, leicht einzunehmen gewesen wäre. Da sich also nichts weiter thun ließ, befahl er, etliche große Stücke nach der Stadt loszuschießen und steckte den Wachtthurm am Meere an, und nachdem auch

die benachbarten Orte geplündert worden waren, ward mit den Venedigern Frieden gemacht, damit man die Franzosen aus Italien brächte.

Zu den Verhandlungen über diesen Frieden war vom Papste ein Kardinal und ein anderer vornehmer Mann abgefertigt worden, die, als sie sahen, daß Pfalzgraf Friedrich beim Kaiser hoch angesehen war, und mit zu Rathe gezogen wurde, ihm einen guten Theil Welschlands zu verwalten anboten, wenn er sich bei ihnen niederlasse. Der Pfalzgraf berichtete dies dem Kaiser und bat um seinen Rath.

Die Antwort des Kaisers lautete: Ihr mögt mir kühnlich glauben, lieber Pfalzgraf, daß ich euch zu jeder Zeit mit Rath und That helfen will, wo ich euch nützlich sein kann. Hierin merke ich aber, daß ihr die verschlagenen welschen Köpfe noch nicht kennt und nicht wisset, wo sie hinaus wollen. Sie haben noch neulich allen Fleiß angewendet, den Papst, mich und den König von Frankreich zum Kriege gegen die Venediger zu bewegen, deren Gewalt ihnen verhaßt war. Jetzt kehren sie es um, da die Franzosen bei ihnen in Verdacht kommen, das Königreich Neapel an sich bringen zu wollen, und thun sie mir die stattlichsten Verheißungen, daß ich mich dawider setze. Sobald er zurückgetrieben ist, können sie mich auch nicht länger dulden. Indessen

will ich mich nach der Noth richten, da mir und dem römischen Reiche daran liegt, daß der König innerhalb der Grenzen seines Landes bleibe. Sie verheißen euch jetzt nur darum großen Reichthum, um wieder einen zu haben, den sie ins Gras schlagen, wenn es ihnen beliebt und sie eures Dienstes gebrauchen können, oder auch sie helfen ihm mit Gift ab, wogegen wir Deutschen, die sie für Bestien erachten, weil wir so wenig auf Betrug gefaßt sind, uns nicht zu schützen wissen. Ich vermahne euch also, ihnen keine Treue und Glauben zu schenken und, so mir Gott das Leben fristet! will ich euch mit der Zeit den Schaden einbringen, der eurem Hause zugefügt worden ist.

Es ist dem Kaiser Maximilian nach dem baierischen Kriege in der That oft leid gewesen, daß er das ihm jederzeit treugesinnte pfälzische Haus niederdrücken lassen und dies hat ihm, wie er selbst bezeugt, nicht selten das Gewissen beschwert.

will ich nicht nach der Mode rühren, da mir eine Art [illegible] liegt, daß der König [illegible] der [illegible]. Sie [illegible] einen [illegible] großen [illegible], und weiter einen zu haben, daß sie das [illegible], wenn es ihnen be-liebt, daß sie [illegible] können; oder [illegible] Gott ab, [illegible] der Deutschen [illegible] machten, weil mir so wenig [illegible] nicht zu schöpfen wissen. So [illegible] Treue und Glauben zu [illegible], so mir [illegible], will ich [illegible] den [illegible], der [illegible] worden ist.

So ist dem Kaiser Maximilian nach dem [illegible] er das [illegible] Hand [illegible] nicht [illegible].

Zweites Buch.

1508—1516.

Bis zum Jahre 1512 verrichtete Pfalzgraf Friedrich wenig oder nichts und stand nur den unmündigen jungen Pfalzgrafen getreulich vor.

Im Jahre 1508 hatte er vorher zu seiner tiefen Betrübniß seinen Vater, den Kurfürsten Philipp, durch den Tod verloren, der ihn sehr liebte und ihm an sanften Sitten glich. In demselben Jahre hatte er auch den Reichstag, den Kaiser Maximilian zu Köln anfing und zu Trier endete, besucht.

Im Jahre 1513 kam König Heinrich VIII. von England mit gewaltiger Kriegsrüstung über das Meer nach Calais, um den König von Frankreich anzugreifen, und da er einen großen Schatz an barem Gelde mit sich führte, begab sich nicht allein der Adel von Brabant, Hennegau und Flandern, sondern auch Kaiser Maximilian, was da vorher nicht erhört worden war, bei ihm in Dienst und Kriegsbestallung.

Als der Kaiser in Folge dessen an den Rhein kam,

um sich zum Könige nach den Niederlanden zu begeben, schrieb er an Pfalzgraf Friedrich, der damals zu Neumarkt krank lag, daß er nach Worms kommen möge, wo er mit ihm wegen einer ihm sehr vortheilhaften Sache zu reden habe.

Der Pfalzgraf ward durch diese Botschaft aus seiner Abspannung erweckt und machte sich, seiner Krankheit uneingedenk, mit wenigen auserlesenen Reitern auf den Weg zum Kaiser, der zu ihm sagte: Er trage wegen seines Zustandes Mitleiden mit ihm; halte aber für die vornehmste Ursache seines Siechthums seine lange Unthätigkeit, die dem Leibe ausgezeichneter Menschen eben so schädlich als der Rost dem Eisen sei. Der Pfalzgraf werde von dem Kriege vernommen haben, der zwischen den Königen von Frankreich und England ausgebrochen sei, welcher letztere an Reichthum und Freigiebigkeit nicht seines Gleichen auf der Welt habe. Wolle er diesem auf seine Kosten einige Fahnen Volks werben, so werde er Ehren und Vortheile davon haben und eines solchen Königs Gnade finden. —

Der Pfalzgraf bezeigte sich auch bereit, Seiner kaiserlichen Majestät und dem Könige zu dienen; meinte aber nur, die Reiter würden die Bezahlung von ihm verbürgt haben wollen. Dessen weigerte sich der Kaiser mit der Entschuldigung, daß er dem Könige ebenfalls

persönlich vertrauen müsse, der ohne Zweifel Alles wiederzahle.

Es wollte dem Pfalzgrafen bei alledem nicht rathsam scheinen, eine ungewisse Hoffnung so theuer zu erkaufen und er fertigte einen Petrus Tazius aus Spanien als Gesandten an den König ab, der den Bescheid erhielt: der König bedürfe vor der Hand kein Kriegsvolk mehr und werde, wenn dies wieder geschehe, es ihm vor Anderen wissen lassen.

Pfalzgraf Friedrich zog nun mit dem Kaiser bis zu der am Rheine gelegenen Reichsstadt Wesel, wo das verständige Weib Mammea, die Mutter des Kaisers Alexander Severus, begraben liegt, und als man hier eines Tages bei der Tafel, an der der Pfalzgraf mit dem Kaiser aß, von allerlei Dingen redete, der Kaiser auch schon heimlich mit dem Gedanken umging, seinen Enkel zu der kaiserlichen Würde zu erheben, wurde von ihm unter anderem erwogen, wie nahe sein Alter bereits dem Tode und wie arm genug er durch die für das Reich geführten Kriege geworden sei, um aufrichtig zu wünschen, man möge einen neuen römischen König und Kaiser wählen, der besser als er eine solche Last auf seine Schultern nehme. Der Pfalzgraf erwiederte, daß der Himmel ihm gewiß ein langes Leben schenken und sie der Sorge um einen anderen Kaiser überheben werde.

Ja, ja! sagte der Kaiser, damit ich vollends zu Schanden gehe. Da ich indessen einmal sterben muß und wenn ich selbst noch zehen Jahre übrig hätte, als wie lange das gemeine Ziel des menschlichen Lebens währen kann, so sagt mir, Lieber, gleich als ob es schon zu Ende wäre: welchen deutschen Fürsten würdet ihr an meiner Statt erwählen, der aus eignen Mitteln die Unkosten des Reichs bestritte? Auf eine Beisteuer von dessen Seite kann man, wie ihr wißt, nicht zählen. Ich wüßte keinen als den Kurfürsten Friedrich von Sachsen oder den Herzog Wilhelm von Baiern anzugeben.

Der Pfalzgraf sah, wohin die Rede ging und erwiederte: Er wisse dennoch einen, stark und würdig genug, eine schwere Last auf sich zu nehmen.

Wer ist das? fragte der Kaiser und wiederholte seine Worte, wie er zu thun gewohnt war, wenn er etwas eifrig wissen wollte.

Der Erzherzog Karl, sagte der Pfalzgraf, Eurer Majestät Enkel, König Philipps Sohn, der nicht nur die Herrschaft über dieses deutsche Reich, sondern über die ganze Welt verdient. Er hätte auch gewiß mehr zu Karls Lobe hinzugefügt, wenn ihn der Kaiser nicht so hart und unfreundlich angesehen, daß ihm die Adern am Halse aufgelaufen wären und er gesagt hätte: Wenn es anders euer Ernst ist, was ihr geredet habt, so spüre ich, daß

ihr weder mir noch meinem Hause, oder meinem Enkel Gutes gönnt, und uns lieber allesammt zu Grunde richtetet. Wie wollt ihr, daß mein Enkel eine Bürde auf sich nehme, unter der ich fast erlegen bin und um deretwillen meine Vorfahren ihr fürstlich Haus in solche Schulden gesteckt haben, daß wir uns kaum davon befreien können? Man achtet die kaiserliche Würde für eine große Herrlichkeit, die doch nur der Schatten eines Reiches ist, von dem man weder Nutzen noch Ehre und nur der Leute Spott zu gewarten hat. Wie viel besser würde es an Reichthum und Lande um uns stehen, wenn sich meine Vorfahren hätten an ihren väterlichen Erbgütern genügen lassen, ohne ihr Auge auf dies vergängliche kaiserliche Thun zu richten! Was hat uns allein der Krieg gekostet, den wir unlängst, des Reiches halb, in Italien und sonderlich wider die Venediger geführt haben und wer hat uns einen Heller dafür zurück erstattet!?

Derweil der Kaiser diese Worte wie mit großem Unwillen sprach, schwieg der Pfalzgraf still, weil er merkte, es geschehe nicht darum, daß er den Erzherzog Karl nicht auf den Thron erhoben haben wolle, sondern daß er sich von ihm errathen sehe.

Kaiser Maximilian hielt überhaupt jeder Zeit dafür, daß seine Anschläge vereitelt seien, wenn ein Anderer mit ihm gleicher Meinung war. Nach der Mahlzeit

kamen einige vornehme Herren zum Pfalzgrafen, die hießen ihn gutes Muthes sein und daß er sich an des Kaisers Unwillen, den er alsbald gestillt sehen werde, nicht kehre.

Der König von England hatte zwar Teroanne und Tournay oder Tornach gezwungen sich zu ergeben; begann aber des Krieges und der darauf gewandten Kosten müde zu werden, die täglich mehr als 70,000 Kronen betrugen. Er ließ durch seinen Almosenier, der hernach Cardinal ward und alle Geschäfte in Händen hatte, mit dem Könige von Frankreich um Frieden unterhandeln.

Wie das der Kaiser, der mit dem Pfalzgrafen zuletzt im englischen Lager gewesen war, vernahm, entfernte er sich in aller Heimlichkeit und kehrte nach Deutschland zurück. Nach geschlossenem Frieden dankte der König sein Volk ab und entließ viele mit stattlichen Belohnungen. Pfalzgraf Friedrich blieb, wahrscheinlich aus Versehen, unbeschenkt, da doch der König kurz vorher auf sein Begehren eine schöne Rüstung von ihm verehrt erhalten hatte und, als ein so freigiebiger Herr, gewiß nur von seinen unzähligen Geschäften abgehalten werden konnte, es ihm wieder zu erstatten.

Der König gab mir dies auch lange hernach zu verstehen, als er mir einen Pokal von lauterem ungarischen Golde, über achthundert Dukaten an Werth, dessen

kunstreiche Arbeit fast noch mehr kostete, für den Pfalzgrafen übergab. Der Fürst verehrte dies Trinkgeschirr auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1548 dem Herrn von Granvella, dem geheimsten und vornehmsten Rathe des Kaisers, und hätte ihm auch etwas noch Besseres geschenkt, wenn es vorhanden gewesen wäre.

Der Kaiser war unterdeß nach Landau, vier Meilen von Speier gekommen, wo ihn der Pfalzgraf und sein Bruder Kurfürst Ludwig erwarteten. Während des starb der Bischof Philipp von Rosenberg daselbst, an dessen Statt die Fürsten gern ihren Bruder den Pfalzgrafen Georg gewählt gesehen hätten, der Domherr des hohen Stiftes und ein frommer, leutseliger Fürst war. Da sie aber sahen, daß sie mit ihren Bitten nichts gegen die Besorgniß der Domherren ausrichteten, wenn sie einen Fürsten wählten, würde ihnen derselbe zu beschwerlich sein, und weil der Cantor des Stiftes, Philipp von Flersheim, bei ihnen so hoch angesehen war, daß jedermann ihn zum Bischofe befördert wissen wollte, beschlossen sie eine Sendung an den Kaiser Maximilian zu thun und ihn um seine Vermittelung zu ersuchen.

Sie erkoren dazu den Pfalzgrafen Friedrich, der seinem Bruder gern zu Willen war, und damit sich das Kapitel dessen nicht versehe und ihnen mit der Wahl zuvorkomme, machte er sich am zwölften Tage des Hor-

nungs, Morgens sechs Uhr, mit vier Pferden und bei tiefem Schnee eilig auf und hatte schon um acht Uhr Landau erreicht, wo er den Kaiser noch beim Frühstück, wiewohl schon gestiefelt und gespornt, antraf, um zur Vogelbaize auf das Feld zu reiten.

Sobald der Kaiser hörte, daß Pfalzgraf Friedrich zugegen sei, ließ er ihn zu sich kommen und fragte ihm die Ursache seiner Ankunft ab, versprach ihm auch freundlich, daß er sich bei Zeiten zu der Wahl einstellen wolle. Wer war nach diesem froher als der Pfalzgraf, der nach kurzem Frühstück wieder gen Speyer ritt und seine Brüder noch bei der Mittagstafel fand. Es kam ihnen verdächtig vor, daß ihr Bruder so geschwind wieder zugegen war, und sie hielten dafür, der Kaiser sei wo anders hingereist und Friedrich habe es unterwegs erfahren. Als sie aber hörten, wie alles richtig sei, blieben sie in ihrer Herzensfreude nach der Tafel längere Zeit beisammen, wo sie eben davon sprachen, daß nur den Kaiser nichts behindere, als man ihnen seine Ankunft meldete.

Sie stunden auf, ihn zu empfahen und der Kaiser redete bei dem Kapitel nächsten Tages dem Pfalzgrafen Georg so gut das Wort, daß er mit einhelliger Stimme zum Bischof erwählt ward. —

Der junge Erzherzog Karl, König Philipps Sohn, wurde in den Niederlanden vom Prinzen von Chimai

erzogen, derweil der Herr von Chièvres Alles verwaltete. Dieser fragte eines Tages den Pfalzgrafen Friedrich, der in der Folge dahin gekommen war, was wohl mit dem jungen Herrn vorzunehmen sei, damit er nicht zu wenig esse, und nicht zu besorgen stehe, er werde klein und schwaches Leibes bleiben?

Es ist allerdings kein Wunder, daß es sich mit ihm so verhält, erwiederte der Pfalzgraf, da er immer zu Hause bleibt und nicht das Geringste hat, was ihm Lust zum essen mache. Gestattete man ihm zuweilen auszugehen und dürfte er mit Andern Mittags oder Abends tafeln, so würde es ihm in Gesellschaft besser schmecken.

Wer wird aber einen solchen Herrn bei sich bewirthen wollen? sagte der von Chièvres. Sonst besuchte auch der Prinz von Chimai den Pfalzgrafen oft, der ihn an seiner Tafel die deutsche Küche zu erproben bat, und die lobte der Prinz so lange vor dem Erzherzoge, bis derselbe ebenfalls danach Verlangen trug.

Nun verging fast keine Woche, in der er sich nicht vier, fünf Trachten aus Pfalzgraf Friedrichs Küche bringen ließ, von denen er mit Vergnügen aß und da ihm nach diesem etwas besser ward und er ein wenig wuchs, nannte man den Pfalzgrafen nicht unbillig den Ernährer des Erzherzogs.

Sobald Karl in das Jünglingsalter getreten war, in

4*

dem er noch der Pfleger und Aufseher bedurfte, und es Vielen nicht für gut erscheinen wollte, die Auferziehung eines solchen Fürsten einem einzigen Mann anzuvertrauen, ward ihm vom Kaiser Maximilian Pfalzgraf Friedrich beigegeben, der ihm unzweifelhaft dieselbe Treue wie seinem Vater Philipp halten werde.

Der König von England ordnete dazu den Grafen Floris von Büren an und der Aragonische König Ferdinand Johann de Lour.

Zu Anfang dieses neuen Amtes betrug sich Pfalzgraf Friedrich so wohl und bescheiden, daß männiglich ihn ehrte, liebte und viel von ihm hielt. Es freute sich auch Jedermann von Herzen, daß die Aufsicht des jungen Prinzen, der fast ein Herr der ganzen Christenheit werden sollte, einem solchen Fürsten übertragen worden war, dessen Vorfahren selbst Kaiser und Könige gewesen. Wohin der Pfalzgraf reiste, liefen die Leute nicht anders, als ob ein Gott angekommen wäre, um ihn zu sehen, herbei.

Eines Tages wurden Ritterspiele gehalten, bei denen sich Friedrich vor allen Anderen wohl hielt. Es war auch keiner unter den Zuschauern, der nicht wünschte, daß er den Preis davon trüge und ist nicht zu glauben, wie ihn die vornehmen Matronen und Jungfrauen rühmten, deren Aller Gunst er besaß.

Der Erzherzog Karl hatte eine Schwester Namens Eleonore, die etwas älter als er war, und sich an dem blühenden Alter des Pfalzgrafen, seiner schönen Gestalt, seinem krausen gelben Haare, seiner breiten Brust und seinem tapferen Ansehen eben so wenig satt sehen als genugsam zuhören konnte, was ihre Gespielinnen zu seinem Lobe redeten.

Am meisten gefiel ihr von ihm eine Sache, die sich zu derselben Zeit zutrug.

Der Pfalzgraf war ein besonderer Liebhaber der Musik, als welche Kunst des Menschen innern Sinn ergötze und eben so wohl demjenigen anstehe, der dabei ein rechter Kriegsmann sei.

Dagegen behaupteten Andere, die es ärgerte, daß man ihn auch dieserhalb lobpries, daß die Kunst die Menschen weich und weibisch mache und nicht leicht Einer ihr ergeben und zugleich männlich und herzhaft sein werde.

Sobald Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Johann von Brandenburg, die Herren von Correrie, Fiennis, Monjarbin und andere Musikliebhaber hörten, daß man sie damit verachte, beklagten sie sich beim Erzherzoge und betheuerten, sie würden ihre Ehre mit dem Degen retten.

Sie hätten es auch wohl gethan, wenn der Erzher-

zog nicht für rathsamer erkannt hätte, den Handel durch ein offenes Turnier zu entscheiden.

Es wurde ein Tag anberaumt, an dem sie zu Fuße miteinander fechten sollten, und sie wurden über den ganzen Leib bis an die Knie mit Rüstungen versehen, und ihnen an Wehren eine Lanze, vorn mit einer Krone, so wie ein Schwert gegeben, das zwar nicht scharf und schneidend, aber ziemlich schwer war. Mitten auf dem Platze ward ein Unterschied, vier oder fünf Schuh hoch gemacht, damit sie, nach dem Kampfrechte, mit den Leibern nicht zusammen kämen und einander nur oben, nicht unten träfen, und es durfte Niemand über das Gehege springen; so wie anderseits das Turnierrecht verbot, daß Keiner vor den Stichen oder Schlägen wiche. Wer es that, galt für verzagt und überwunden und wer an seinem Widerpart die meisten Lanzen oder Schwerter brach und vor ihm nicht wich, ward als Ueberwinder von den Frauen mit einem Kranze oder sonst womit geehrt.

Auf diese Weise begaben sich von jeder Seite drei zum Kampfe, unter denen der vornehmste der Herr von Moncada war, der später Vicekönig von Neapel wurde; die Musikverächter wurden aber bald überwunden, da Niemand des Pfalzgrafen Streiche aushielt und jedermann, zurücktretend, dem Streich entwich, den er nach ihm that. Dem Herrn von Moncada schlug der Pfalz-

graf einmal ein Stück vom linken Aermel, worüber er sich laut beschwerte, daß es wider das Turnierrecht sei und der Gegner nach dem Kopfe schlagen müsse.

Der Pfalzgraf sah ihn darauf scheel an und sprach: Warum hälst du den Kopf nicht zum treffen her, sondern weichst jedesmal zurück? und gab ihm einen solchen Schlag vor den Schlaf, daß es ihm dunkel vor den Augen ward und er ziemlich weit zurücktaumelte. Der Pfalzgraf wollte zugleich über die Schranke springen und hatte schon einen Fuß angesetzt. Erzherzog Karl kam aber dazwischen und trennte den Kampf, der sonst wohl ohne besondere Gefahr nicht aufgehört hätte. Es war spaßhaft mit anzusehen, wie saure Mienen Moncada und seine Gesellen machten, als sie die Rüstung ablegten und wie ihnen vor Zorn dermaßen die Lippen und Backen aufgelaufen waren, daß sie mehr Ungeheuer als Menschen zu sein schienen, und von jedermann ausgelacht wurden.

Von der Zeit an durfte Niemand am Hofe mehr die Musik oder deren Liebhaber verzagt schelten, und blieb doch Pfalzgraf Friedrich so freundlich und sanftmüthig wie vorher gegen jedermann, sogar gegen die ihm zuwider gewesen waren; wenn ihm auch der Herr von Moncada, so lange er lebte, nicht wieder rechtschaffen gut ward.

Fräulein Leonore ward von dem Pfalzgrafen täglich mehr entzückt und ließ ihre Liebe, wie gern sie sie auch

verheimlicht hätte, allen Leuten merken. Bald hieß es bei ihr: Jetzt nimmt Pfalzgraf Friedrich die Lanze, jetzt legt er sie hin, jetzt ist ihm etwas gemeldet worden; bald, er hat etwas am Helm zerbrochen, sie reichen ihm eine stärkere Lanze, seht! wie tapfer er sie führt, wiewohl er seinen Widerpart getroffen hat, wie die Splitter vom Speer in die Höhe fahren; und ihre Gespielinnen brachten ihr täglich mehr von ihm zu Ohren und erdichteten auch wohl etwas, wenn sie von seinem Thun nichts wußten, da sie sahen, wie gnädig ihnen die Prinzessin wurde, wenn sie von dem Pfalzgrafen das Beste redeten.

Das blieb dem Pfalzgrafen nicht lange verschwiegen und da er gleichfalls von dem Strahl der Liebe getroffen war, that er, was er wußte und konnte, dem Fräulein Leonore angenehm zu sein und sprach wo er war und stand von nichts als ihrem Lobe.

Wo sie bei Tänzen, Spaziergängen oder Jagden zusammenkamen, sprachen sie sich mit Worten und Zeichen ihre Liebe aus, oder sandten sich Grüße und Blumen durch Diener und Dienerinnen zu, und wiewohl dies mit größter Heimlichkeit gethan wurde, kam doch hier wie allenthalben die Liebe desto weiter aus, jemehr sie verborgen bleiben sollte. Auch sprach man bei Hofe und im Volke fast von nichts als der Liebe des Pfalzgrafen und des Fräulein Leonore und verlieh ihm schon als

ihrem Gemahle die Statthalterschaft in den Niederlanden, wann Erzherzog Karl abwesend sei; pries auch das Fräulein glücklich, daß es als eine rechte Fürstin im Vaterlande bleiben dürfe, ohne sich weit weg in die Fremde zu verheirathen. Kurz, es bezweifelte kaum jemand die dereinstige Ehe zwischen Beiden.

Leonorens Schwester, die Königin von Dänemark, schrieb ihr deswegen einen Brief, in dem sie ihr zu ihrer Liebe Glück wünschte und sie ermahnte, dem Pfalzgrafen treu zu sein. Mit Königen und großen Potentaten vermählt zu werden, sagte sie, mache niemals glücklich, da man gemeiniglich zusammenkomme, ohne einander gesehen zu haben und ohne Liebe zu einander zu tragen. Der Name einer Königin klinge recht schön, ihre Schwester solle aber davor keinen geringeren Abscheu hegen, als daß sie mit bloßen Füßen auf eine Schlange trete. Sie selbst wäre einem Herrn zugeführt worden, der weder sie noch sie ihn in der Sprache verstehe. Was für Liebe könne daraus entstehen, wenn die Eheleute nicht anders als durch Dolmetscher mit einander redeten? Auch solle ihre Schwester es sich nicht anfechten lassen, daß Friedrich nur ein Pfalzgraf sei, dessen Würde die nächste nach der Königlichen und der überdies als Sohn eines Kurfürsten, der Kaiser und Könige wähle, ein Herzog heiße. —

Solche und ähnliche Ermahnungen entzündeten Leonorens Liebesflamme immer heftiger und bewogen sie, ihm so große Hoffnungen zu machen, daß er zuletzt nicht anders glaubte, als Leonore werde ihm zu Theil. Er hielt es auch nicht mehr für nöthig, seine Liebe zu verheimlichen und nahm alle Glückwünsche mit Freuden unter dem Zusatze an, daß er allerdings erkenne, solcher hohen Dinge unwürdig zu sein.

Die Herren von Chièvres und Moncada ließen es sich unter solchen Umständen selbst nicht merken, daß sie ihm sein Glück mißgönnten und stellten sich an, als sähen sie es so gern wie alle Anderen. Der Letztere konnte ihm aber nimmermehr die Streiche vergessen, die er von ihm empfangen hatte und Ersterer war ihm spinnenfeind, weil er ihm in der Curatel des jungen Erzherzogs war zugeordnet worden.

Inzwischen war das Jahr 1515 herangekommen, in dem die Spanier mit dem Erzherzoge wieder einen König in ihrem Lande besitzen wollten und sollten ihm nur noch die Niederlande, als die rechten Erblande, huldigen, von denen erst die zu Löwen und danach die anderen Stände in der Ordnung den Eid leisteten.

Nach dem etwas entlegneren Fürstenthume Lützelburg trug man dem Pfalzgrafen auf, anstatt des Erzherzogs zu ziehen und da man dort irrigerweise schon den künfti-

gen Statthalter in ihm sah, empfing man ihn wie einen regierenden Herrn. Er war aber kaum nach Brabant zurückgekehrt, als Neidhart am Hofe, der ihn in Gefahr zu bringen oder zu verderben trachtete, ihn beredete, einen Herrn von Glajon, einen Edelmann von großem Ansehen, und eben so stark an Leibeskräften als geübt in Ritterspielen, zu einem scharfen Rennen heraus zu fordern, das als ein gefährlich Thun sehr selten getrieben wird.

Man wählt dabei die besten und stärksten Pferde aus, auf die man hohe, große Sättel legt, und in die man sich mit einem Harnisch und Rüstung bis an den Gürtel setzt, deren Schwere verhindern soll, daß der Reiter nicht so leicht vom Pferde geworfen werde. Dessen Lanze oder Stange, die Plansone heißt, ist von dickem Holze und unglaublich schwer; damit rennt der Eine auf den Anderen zu und treffen sie zusammen, wie sie können. Wenn Einer den Andern nicht fehlt oder ihm ausweicht, auch nicht die Zügel verliert, woran zumeist gelegen ist, oder mit dem Rücken nachgibt, muß nothwendigerweise und nicht ohne starke Gefährdung des Reiters das Pferd über den Haufen fallen.

Der Herr von Glajon, der kein Arg dabei hatte, bewilligte des Pfalzgrafen Gesuch und so besprachen beide, wie sie es halten wollten, indem sie deshalb auch dem Erzherzoge Karl ein Wort gönnten, der so etwas mit

Freuden zum erstenmale sah und dazu einen Tag anberaumte.

Unterdessen kamen die Freunde des Pfalzgrafen zu ihm und warnten ihn vor der Gefahr, der er sich aussetzte. Ein Alter von Adel, den ihm sein Vater als einen Hofmeister zugeordnet hatte, verbot es ihm sogar von Rechtswegen, weil sein Bruder, wenn es übel abliefe, alle Schuld ihm beimessen werde und schützte, um ihn auf jede Weise davon abzuhalten, die großen Kosten des Unterhaltes und der Bekleidung der Beiläufer vor, die ihren Gebieter, wenn er zu fallen drohte, auf dem Pferde wieder zurechtzubringen hatten; indem er meinte, daß die in dem pfälzischen Kriege hart angegriffenen väterlichen Güter zu schonen seien.

Es halfen aber alle Gegengründe bei dem Pfalzgrafen nichts, der über den Alten zornig ward und an ein so prächtiges Ausrüsten ging, daß er weder Gold noch Silber schonte. Auch ritt er in einer stattlichen Gesellschaft zu Fuß und Roß mit Freuden auf den Platz, und wußte seinen Gaul zu regieren, als ob er tanze oder fliege, so daß man noch heutiges Tages von einem guten Reiter sprichwörtlich sagt: Er sitzt wie ein Pfalzgraf zu Pferde!

Zuletzt nahm er die Lanze oder Planson unter den Arm, und rannten beide Herren, unter lautem Trompetenschalle, wie der Wiud auf einander!

Pfalzgraf Friedrich hatte seinen Speer stracks auf den Herrn von Glajon gerichtet, der, um nicht getroffen zu werden, sich ein wenig zur Seite neigte, wiewohl er hernach vorgab, das Pferd wäre daran Schuld gewesen. Pfalzgraf Friedrich fehlte ihn aber nicht, sondern traf ihn von der Seite so kräftig auf den Schild, daß Roß und Reiter mit einander zu Boden fielen.

Die Zuschauer erhoben über diesen Sieg des Pfalzgrafen ein groß Geschrei; in dem Augenblicke aber ließ sich dessen Pferd, entweder von dem erlittenen Stoße erschreckt, oder weil es sich der Last des Speeres ledig fühlte, den der Pfalzgraf sogleich hingeworfen hatte, auf die Vorderbeine nieder und fiel sogar ganz hin, indem es ihn in dem hohen Sattel so heftig drückte, daß ihm ein Theil des Rückgrads verletzt ward.

Fräulein Leonore, die bei ihrem Bruder Karl am Fenster stand, erblaßte darüber so sehr, daß sie, wenn sie sich nicht vor ihm gescheut hätte, gewiß in Ohnmacht gefallen wäre. Es erfrischte aber von neuem ihren Muth, daß Pfalzgraf Friedrich, sobald er wieder auf das Pferd kam, seinen Arm in die Höhe schwang und damit zu verstehen gab, daß ihm nichts mangele. Er stellte sich freilich nur so an und mußte den Schmerz am Rücken so gut verbergen, als er es vermochte.

Es wurden darauf beide Herren nach Hause ge-

bracht und sie versahen sich erst dessen, was Plansonen im Stande sind, nachdem man ihnen die Rüstung abgenommen hatte und der hitzige Eifer erloschen war. Der Herr von Glajon klagte, daß er am ganzen Körper wie zerschlagen sei und fühlte den Schmerz nicht allein von Stunde an immerfort, sondern betheuerte noch, so wie seine Aerzte, als er zu sterben kam, daß er dies Turnier für die Ursache seines Todes halte.

Pfalzgraf Friedrich lag eine gute Zeit wegen des Schmerzes im Rücken zu Bett, den er bis heute noch nicht verwinden kann und für eine große Beschwerung seines Alters ansieht.

Es kam nunmehr die Zeit, daß Karl nach Spanien schiffen wollte und er hatte sich nach Middelburg in Seeland begeben, wo auch seine Schwestern mit einem großen weiblichen Hofstaate waren und die Armada auf ihn wartete. Pfalzgraf Friedrich hatte sich desgleichen ein Schiff ausrüsten lassen und ahnete nicht, mit welcher Hinterlist die von Chièvres und von Moncada ihn von der Reise auszuschließen und die Gelegenheit dazu aus seiner Liebe zu Fräulein Leonoren zu erspähen trachteten.

Leonore hatte eine Frau von Therabis zur Kammerfrau, der sie ihr Vertrauen geschenkt und die sie in das Geheimniß ihrer Liebe zum Pfalzgrafen gezogen hatte. Dieselbe bestachen jene mit Geschenken und Verheißun-

gen, daß sie ihnen verriethe, wann ein Schreiben oder eine mündliche Botschaft vom Pfalzgrafen an das Fräulein käme, dem an ihrem Mitwissen nicht minder als dem Erzherzoge gelegen sei.

Man wartete nur auf guten Nordwind, damit die Schiffsleute die Segel lichteten und vom Lande stießen, und Friedrichs Liebe ließ ihn mittlerweile in dem Bedenken nicht feiern, eine wie weite Reise man zu überstehen habe, auf der man so vielerlei Gefahren des Meeres ausgesetzt sei und er, in einem anderen Schiffe, der Geliebten keinen Beistand gewähren könne. Auch machte ihn das umgehende Gerücht besorgt, daß Fräulein Leonore dem Könige von Portugal zur Ehe bestimmt sei, und schrieb er ihr in solchen Aengsten einen Brief, in dem er sie ermahnte, sein nicht zu vergessen, sondern gutes Muthes zu bleiben, da er sie in wenigen Tagen nach überstandener Gefahr, im Hafen wieder sehen und sprechen werde.

Indem er diese Worte schrieb, besann er sich auf den König von Portugal und fügte hinzu:

„Bedenkt aber, liebste Leonore, ob wir nicht besser thäten, hier zu bleiben und uns nach Deutschland zu begeben. Begehrt das von eurer Base Margaretha, wie ich euch so oft gerathen habe. Sie weiß um unsre Liebe und ich habe auch noch ein Mittel ausgefunden, daß

wir uns nicht in diese Gefahr begeben dürfen. Wagt es getrost, damit ihr mich und euch erhaltet; es ist sonst um uns geschehen!"

Er ließ diesen Brief durch einen Leibjungen Leonoren hinterbringen, die ihn nahm und in ihren Busen, hinter Gold und Edelgestein barg, wo sie ihn auch so lange anstatt des Pfalzgrafen an sich drückte, bis sie ihn an einem gelegenen Orte lese.

Die Kunde von dem Briefe gelangte durch Frau von Therabis an Herrn von Chièvres, der sie ungesäumt dem Erzherzoge zutrug und bei der Gelegenheit das Verhältniß des jungen Paares nicht allein in das übelste Licht stellte, sondern ihrer Liebe auch dadurch schadete, daß er die großen politischen Vortheile einer Vermählung Leonorens mit dem Könige von Portugal hervorhob.

Karl ging zu seiner Schwester, die in Gedanken vertieft in ihrem Gemache war und noch nicht die Zeit gefunden hatte, Friedrichs Brief zu lesen, und wußte sich desselben, indem er ihr, nach ihrer Gesundheit fragend, an den Busen fühlte, zu bemächtigen.

Sie mochte sich sträuben wie sie wollte, er trug ihn zu Herrn von Chièvres davon, wo er ihn mit diesem und anderen Mißgünstigen las, deren übertriebene Einflüsterungen ihn immer mehr auf die Liebenden erbitterten.

König Karl hörte, blaß vor Zorn, was sie sprachen

mit an und verhehlte seine Gesinnungen so viel als möglich, damit er nichts zur Ungebühr vornehme. Nachdem er aber mit denen von Chièvres und von Moncàda in ein geheimes Zimmer gegangen war, um ihren Rath zu hören, soll er mit der Hand an den Degen gegriffen, den er seiner Jugend halb noch nicht recht führen konnte und geschworen haben, den Pfalzgrafen zu erstechen, wenn er ihn in der Kammer seiner Schwester ergreife.

Wiewohl Pfalzgraf Friedrich von allem dem verständigt worden war, ging er, von der Liebe angetrieben, doch an den Hof, wo er alles still fand und kaum von dem Thürhüter eingelassen wurde. Als er an das gewöhnliche Fenster kam, sah Fräulein Leonore heraus und forderte ihn auf, einzutreten, es wäre keine Gefahr. Er sagte aber, daß der Weg diesmal nicht sicher sei, wünschte ihr gute Nacht und ging, sein Schwert in der Hand, nach Hause, indem er jeden, der ihm begegnete, für einen ihm von Karl nachgeschickten Mörder hielt.

Unterdeß ging das Geschrei am Hofe und ward noch größer gemacht als es war: man werde den Pfalzgrafen binnen Kurzem zum Tode führen, da man bei Leonoren einen Brief von ihm als Zeugniß gefunden habe, daß sie sich gegenseitig die Ehe versprochen und eine heimliche Flucht vom Bruder zu Wasser oder zu Lande verabredet. Es waren nur wenige ehrliche Leute

am Hofe, die den Pfalzgrafen aufrichtigen Herzens bemitleideten und denen von Chièvres und von Moncada um ihres Neides willen zürnten, alle Anderen schalten und schmähten auf ihn, oder haßten und verachteten ihn, den sie noch im Augenblicke zuvor so hoch geehrt, gerühmt und geliebt hatten.

Seine Wohnung, zu der sich die Leute um die Mittags- und Abendmahlzeit haufenweise wie ein Bienenschwarm eingefunden hatten, sah fortan wie ausgestorben oder wüst aus, und seine Diener wurden von Niemand mehr angesprochen, sondern von Jedermann gemieden. Er selbst saß zu Hause rath- und muthlos und vor Liebe fast verzückt, indem er bald auf Flucht sann, bald wieder von dem Bewußtsein seiner Unschuld zurückgehalten wurde. Seine jungen Diener, die zum Theil die Anstifter der Liebe gewesen waren, wußten zu dem allen weniger als nichts zu sagen und dachten nur an die gegenwärtige Gefahr. Sein ehrlicher alter Hofmeister tröstete und beruhigte ihn allein in so weit, daß er sich entschloß, den Ausgang des schlimmen Spiels geduldig abzuwarten und sich so unbefangen als möglich gegen fremde Anschuldigungen zu vertheidigen, die man ihm keineswegs beweisen konnte.

Fräulein Leonore vergoß in ihrem Gemache bittere Thränen und hörte in ihrer tiefen Bekümmerniß nicht

auf die Worte ihrer Jungfrauen, die sie zu trösten suchten. Der Herr von Chièvres besuchte sie, um von ihr zu erforschen, ob sich der Pfalzgraf nicht in der That mit ihr verlobt habe oder sie entführen wollen. Da sie standhaft alles läugnete, ließ er sie hoffen, daß ihr Bruder ihr Vergehen mit ihrer großen Jugend zu entschuldigen geneigt sein werde.

Zu dem Pfalzgrafen begab er sich, um ihm mit hochmüthigen Worten vorzuhalten, wie er sich habe unterstehen können, seine Augen bis zu einer solchen Fürstin zu erheben, der kein Anderer als ein großer König werth zu nennen sei, und brachte ihm von König Karl den Bescheid, daß er fortan seines Dienstes bei ihm entlassen sei und ihn nicht nach Spanien begleiten dürfe.

Nach diesem verließ er ihn mit einem höhnischen Lächeln und nahm nicht einmal einen rechten Abschied.

Es war damals an König Karls Hofe die Prinzessin von Oranien, eine verständige Frau, die in großem Ansehen stand und der zu Zeiten geheime Sachen anvertraut wurden. Dieselbe begab sich, als sie erfuhr, welchen Schimpf seine Neider dem Pfalzgrafen vom Könige zuziehen wollten, persönlich zu diesem, bei dem sie die von Chièvres und von Moncada fand, die sich zwar ein trauriges Ansehen gaben, im innersten Herzen aber vor

Freuden über den guten Fortgang ihrer Sache hüpften, und redete solchergestalt zu ihm:

Ich höre mit Verwunderung, daß Eure Majestät, blos wegen seiner Liebe zu eurer Schwester, den Pfalzgrafen Friedrich zu Schaden bringen will, obwohl er um euch und eure Eltern ein Anderes verdient hat. Habt ihr nicht wie Jedermann an eurem Hofe zwei Jahre lang um diese Liebe gewußt und haben nicht die Kinder auf der Gasse davon gesungen?

Warum habt ihr euch nicht gleich anfangs dawider aufgelehnt? Worin liegt sein großes Verbrechen, daß er als ein junger Fürst eines so edlen Stammes Fräulein Leonoren in Ehren lieb gewann? Wißt ihr nicht, in welchem Garne ihr euch selbst fangen werdet, wenn ihr den Pfalzgrafen Friedrich in der That, so wie die Rede geht, gefangen gen Willword führen laßt?

Die Macht der Pfalzgrafen ist noch nicht so erschöpft, daß sie sich nicht sollten rächen können. Auch wäre es unerhört, einem Fürsten, der euch, eurem Vater und Großvater so vielfach getreu gedient hat, um seiner Liebe zu einem hohen Fräulein willen also zu gefährden. Was werden sich die deutschen Fürsten zu euch getrösten, der sein Alter noch nicht über das fünfzehnte Jahr gebracht hat und gleichwohl wegen so geringer Vergehungen so grausame Strafen verhängt? Werdet ihr damit

nicht alle Pläne eures Großvaters Maximilian zu nichte machen, der sich schon so lange in der Stille bedenkt, wie ihr nach seinem Tode zur königlichen und kaiserlichen Hoheit befördert werdet? Sehet zu, daß ihr dadurch dem Könige von Frankreich die Thüre zum Kaiserthum nicht allzuweit öffnet. Er strebt schon seit lange danach, und soweit ich es verstehe, scheint ihr mir in dieser Sache nicht weislich zu handeln. Ich will dies dem Könige aus Pflicht und guter Meinung gesagt haben; er wird selbst wissen, was er dabei zu thun hat.

Der König sagte nach diesen Worten dem Herrn von Chièvres etwas heimlich in das Ohr und entfernte sich. Dieser nahm die Frau von Oranien bei der Hand, führte sie abseits und fing mit geneigtem Haupte an also zu ihr zu reden:

Der König hat nicht ungern vernommen, was ihr Pfalzgraf Friedrichs wegen angebracht habt, dankt euch den guten Rath und will euch nicht bergen, was er vorhat, da ihr, was euch vordem vertraut worden war, so wohl verschwiegen habt. Die Liebe zwischen Pfalzgraf Friedrich und Fräulein Leonoren muß um zweier Ursachen willen getrennt werden.

Wir ziehen mit dem ersten Winde nach Spanien, wo uns die Freundschaft der Könige von Portugal, des Vaters und des Sohnes, vonnöthen ist, und wollen

dieselbe durch Heirathen befestigen. Wir gehen also damit um, wie wir Fräulein Leonore an den Vater, Fräulein Elisabeth an den Sohn bringen.

Der Vater ist ein alter Herr, höckerig, mit krummen Beinen, fast einem Monstrum gleich. Den würde Fräulein Leonore nimmermehr zur Ehe nehmen, so lange Pfalzgraf Friedrich, ein so schöner und grader Herr zugegen wäre. Auch würde der König sich weigern, sie zu ehelichen, erführe er, was für Liebe sie zu solchem jungen Prinzen trüge. Darum müssen Beide und zwar so weit aus einander, daß Keines Hoffnung habe, wieder zu dem Anderen zu gelangen, auch Jedermann erfahre, wie sie nimmer zur Ehe zusammenkommen sollen.

Die andere Ursache ist diese. Der Kaiser Maximilian geht allerdings, wie ihr gesagt habt, damit um, den König Karl zur kaiserlichen Hoheit zu befördern, die von den deutschen Fürsten für Geld zu erwerben ist. Sie wird aber, zumal bei dem Pfalzgrafen, große Summen kosten, der sich wegen des zuletzt geführten Krieges wird entschädigt wissen wollen. Muß er nun gedenken, seine Gutthaten seien durch die letzte Vergehung verscherzt, so wird er allerlei vornehmen, um bei König Karl wieder zu Gnaden zu kommen.

Die Prinzessin von Oranien sagte darauf nichts, sondern stieß einen schweren Seufzer aus ihrer Brust hervor.

Einige Tage später ließ sie den Pfalzgrafen zu sich kommen und redete ihn mit den Worten an:

Ich sehe, daß ihr euch, wider euren Brauch, betrübt und weiß die Ursache wohl. Ich bitte, daß ihr euch das nicht anfechten lasset und will euch, wenn ihr meinem Rathe folgt, in Frankreich ein reiches Gemahl aus königlichem Geblüte verschaffen. Sobald ihr es wollt, sollt ihr vom Könige dazu eine ehrenvolle Bestallung haben. Hier werdet ihr nicht das Mindeste erlangen. —

Der Pfalzgraf erwiederte, daß er sich für jetzt nicht erklären könne, weil er nicht wisse, was er zu thun und zu lassen habe. Doch wolle er in der Folge weiter davon mit ihr reden.

Unterdeß hub der Nordwind an zu wehen und meldeten die Schiffsleute, daß man sich übermorgen zu Schiffe machen solle.

König Karl hatte vielleicht von der Unterredung der Prinzessin von Oranien mit dem Pfalzgrafen gehört, oder meinte, daß er bei einem anderen großen Potentaten werde Dienste nehmen müssen. Er sandte also nochmals den Herrn von Chièvres mit dem Bescheide an ihn ab: daß er ihn zwar seiner Bestallung entlassen habe, es ihm jedoch als Pflicht auferlege, vor Ablauf eines Jahres in keines andern Herrn Dienst zu treten.

Der Pfalzgraf sagte dies auf der Stelle zu, damit er wieder auf freie Füße komme und nicht ohne Hoffnung bleibe, mit der Zeit an den Hof zurückzukehren und seine vielgeliebte Leonore einmal wieder zu sehen. Doch traute er den höfischen Possen nicht und besorgte, es möge ihm auf dem Wege nachgestellt werden.

Er sandte heimlich sein Gesinde und Gepäck nach Köln am Rhein voraus, wo sie sein warten sollten, und fuhr den dritten Tag darauf in einem Schifflein bei Nacht gen Bergen ob Zoom, von wannen er auf besonders dazu bestellten Pferden ungesäumt und blos mit zweien Dienern durch Antwerpen, Diest, Hasselt und Stockheim, bis zu einem dem Grafen von Renneberg zuständigen Schlosse, diesseit der Maaß, im Fürstenthume Jülich eilte.

Von hinnen begab er sich nach Bonn, wo er einige ihm bekannte deutsche Grafen fand, und dieselben sich seiner Ankunft desto mehr erfreuten, als ihm das Gerücht vorangeeilt war, daß er als Gefangener wer weiß wohin geführt worden sei.

Sie brachten eine fröhliche Nacht mit einander zu, und er reiste des folgenden Tages über Köln, wo er die Seinigen abholte, nach Heidelberg zu seinem Bruder weiter.

König Karl verließ mit dem guten Winde Middel-

burg und kam nach wenigen Tagen in Spanien an, wo Fräulein Leonore dem Könige von Portugal beigelegt wurde und über dessen gewaltigen Reichthum den Pfalzgrafen ganz und gar vergaß.

Einen solchen traurigen Ausgang sollte die Liebe zwischen Beiden nehmen.

Drittes Buch.

1516 — 1519.

Nachdem sich Pfalzgraf Friedrich eine Zeitlang bei seinem Bruder, dem Kurfürsten, in Heidelberg aufgehalten hatte, hielt er denselben dazu an, die ihnen von ihrem Vater hinterlassenen Länder mit ihm zu theilen, weil er fortan ohne Bestallung war, die ihn und sein Hofgesinde ernährte und seine König Karl ertheilte Zusage ihn hinderte, sich mit einem anderen Könige oder Fürsten einzulassen.

Je fleißiger sie aber den Handel mit ihren Räthen erwogen, für desto rathsamer hielten sie es, so lange sie Beide ohne Gemahlinnen und die Pfälzischen Lande mit großen Schulden beschwert wären, sie mit einander ungetheilt zu regieren.

Der Kurfürst sollte am Rhein die Herrschaft führen, Pfalzgraf Friedrich in der Oberpfalz oder im Nordgau, wie man sie nennt, und er schlug seine Hofhaltung in der Stadt Amberg auf, wo er der Regierung und Vormundschaft seiner jungen Vettern vor-

stand. Er führte allda sein stilles, ruhiges Leben, bis Kaiser Maximilian im Jahre 1518 einen Reichstag nach Augsburg ausschrieb, zu dem alle Kurfürsten, außer Pfalzgraf Ludwig, kamen, der zwar oft vorgefordert wurde, sich verschiedener Ursachen halb aber immer zu erscheinen weigerte.

Es fielen ihm erstens, wegen des unlängst geführten Kriegs die Kosten beschwerlich. Dann hatte Franz von Sickingen, unweit Mainz, einige Reichsstädtische Kaufmannswaaren, die auf die Frankfurter Messe geführt werden sollten und unter des Kurfürsten-Pfalzgrafen Geleit gehörten, geplündert und war aufgefordert worden, sie wieder zu erstatten, oder man werde ihn mit Krieg überziehen. Endlich wollte er auch nicht dabei sein, wo über die Wahl des Königs Karl zum römischen Kaiser verhandelt werden könnte, weil er schon damals ahnete, daß die große Macht des Königs dem Reiche allzuschwer werden würde. Die Deutschen nennen hier in dem Sinne schwer, wenn sie gezwungen werden, dem Kaiser und den Satzungen des Reichs Gehorsam zu leisten und die Freiheit, zu thun was sie gelüstet, ihnen entzogen wird.

Pfalzgraf Friedrich gab auf die an ihn ergehende Einladung zur Antwort, er werde nicht kommen, weil der Herr von Chièvres unter anderen Drohworten zu ihm

gesagt habe, der Kaiser werde ihn schon zu finden wissen, wenn er wieder nach Deutschland komme. Da der Kaiser ihm aber darauf sagen ließ, er solle nicht fürchten, daß man wider ihn etwas vorhabe, und es irgend zu gedenken verbot, stellte sich Pfalzgraf Friedrich gehorsam ein. Der Kaiser empfing ihn sehr gnädig mit den Worten: Wir sind Brüder Eines Ordens (des goldenen Vließes) und es ist mein Wille, daß wir einander noch näher in Freundschaft kommen, ja, einen unzertrennlichen Liebesbund zusammen stiften. Der Pfalzgraf versicherte, daß er ihm ganz zu eigen angehöre und der Kaiser wiederholte, wie angenehm ihm seine Ankunft sei.

Der Pfalzgraf konnte sich nicht genug über die große Freundlichkeit der kaiserlichen Hofleute wundern, deren ihm zu allen Tageszeiten wenigstens einige aufwarteten und ihm ihre Dienste anboten. Wenn er vom Tische aufstand, oder ehe er schlafen ging, war stets ein großer Haufen davon bei ihm vorhanden, die mit den Anschlägen des Kaisers am vertrautesten waren, und von denen er sich gerade befahren hatte, sie würden ihm, wie jene in den Niederlanden, in Allem entgegen sein. Jetzt trachteten sie nur darnach, ihm Ehren und Freundschaft zu erweisen.

Nachdem er eines Abends mit dem Kaiser zusammen tafeln müssen, ließ ihn derselbe durch sei-

nen geheimsten Secretair, Johann Renner, folgendermaßen anreden:

Es sei Seiner Kaiserlichen Majestät nicht verborgen, was Seiner Fürstlichen Gnaden in den Niederlanden zugestoßen und er habe nicht nur keinen Antheil daran gehabt, sondern sich über das Geschehene betrübt, was leider nicht mehr ungeschehen zu machen sei. In dieser Hinsicht freue sich der Kaiser ungemein, daß dem Pfalzgrafen gegenwärtig die Gelegenheit geboten sei, das Vergangene bei seinem Enkel, König Karl, in Vergessenheit zu bringen und sich dessen Gnade für alle Folge mit Ehren und Belohnungen zu versichern.

Der Pfalzgraf werde wohl noch dessen eingedenk sein, was der Kaiser einst zu Wesel mit ihm gesprochen habe, als er ihn gefragt, wer nach seinem Tode Kaiser werden solle? und mit des Pfalzgrafen Antwort, zu Gunsten König Karls, aus dem Grunde nicht zufrieden gewesen, weil er sich erinnert habe, in welches Unvermögen das Haus Oestreich wegen des Kaiserthums gerathen sei.

Sobald der Kaiser aber darauf nach Oestreich zurückgekehrt war und euren Worten besser nachgedacht hatte, sprach der Geheimschreiber weiter, meinte er bei sich: Pfalzgraf Friedrich ist zwar ein junger, aber verständiger Fürst, der mir und den Meinigen nichts Böses gönnen kann und da er nicht gewohnt ist, Jemand zu Gefallen

zu reden, dies gewiß auch nicht ohne besondere Ursache gesagt haben wird. Ich, der Kaiser, bin allerdings alt und sollte durch Erfahrung klug geworden sein; wie? wenn es mir aber nach dem gemeinen Sprichwort ginge: daß in seinen eignen Sachen Keiner klug genug, sondern eher blind sei? Was könnte den Pfalzgrafen Friedrich sonst zu dem Wunsche bewogen haben, König Karl nach meinem Tode auf dem Throne zu sehen, als was ich schon so erwogen: daß er, wenn gleich von dem deutschen Reiche nicht vielmehr als der Kaisertitel übrig ist, als ein deutscher Reichsfürst der Pflicht nachzukommen hat, dem Vaterlande Geld, Gut und Leben aufzuopfern? Wird also der Franzose anstatt Karl gewählt, so bringt er mit seiner Macht das Land um seine Freiheit und in dieselbe Dienstbarkeit, in der bereits die Völker Frankreichs stecken. Die Wahl eines anderen armen deutschen Fürsten würde bei seiner Ohnmacht dem Reiche vielmehr eine Schande als Ehre sein. Und wem sonst als mir, Maximilian, gibt man hernach die Schuld, daß ich, um meines eigenen Nutzens willen, unterlassen habe, was zum gemeinen Besten hätte dienen können? Ich werde auch nicht mehr für einen frommen Kaiser erachtet werden, weil ich das Unglück des Vaterlandes zuvor gesehen und demselben nicht habe zuvor kommen wollen. Aus solchen Gründen werde ich lieber die Meinung des

Pfalzgrafen Friedrich annehmen, daß Karl der Einzige ist, der als Kaiser das Reich zu retten vermag und das gute Werk mit Gottes und des Pfalzgrafen Hülfe beginnen. Alles dies, Durchlauchtiger Fürst, hat der Kaiser oft bei sich erwogen, und wenn ihr also noch derselben Meinung seid wie sonst, und ihm in dem Handel getreu zur Seite stehen wollt, gedenkt er, sich eures Rathes zu bedienen und euch dafür jederzeit in Gnaden zugethan zu bleiben.

Der Pfalzgraf gab hierauf den Bescheid: wie er zuverlässig noch derselben Meinung, wie in Wesel und erbötig sei, alles Mögliche zur Ehre und Erhöhung des Hauses Oestreich, sowie insonderheit zur Erlangung der kaiserlichen Würde für König Karl zu thun, und daß Niemand wider ihn den Argwohn hegen möge, als sei er ihm wegen der Vorfälle zu Middelburg nicht zum Besten gesinnt. Er wisse selbst, daß er die Schuld davon nicht König Karl, sondern den Neidharten und Mißgönnern am Hofe aufzubürden habe.

Ungesäumt nachdem der Geheimschreiber dem Kaiser diese Antwort kund gegeben hatte, beschied dieser den Pfalzgrafen Friedrich zu sich, ging ihm bis vor das Gemach entgegen, nahm ihn bei der rechten Hand und führte ihn mit sich hinein, wo er ihm höchlich für seinen gegen Renner ausgesprochenen guten Willen, an dem er

auch nicht im mindesten gezweifelt habe, dankte. Er freue sich darüber innigst und wolle ihn hinfort für seinen ersten und vornehmsten Freund gehalten haben. Er fragte den Pfalzgrafen desgleichen, ob sein Bruder, Kurfürst Ludwig, nicht zu bereden sein werde, auf den Reichstag zu kommen?

Das möchte wohl geschehen, sagte Friedrich, wenn er sein Land vor den schwäbischen Bundesverwandten gesichert verlassen könnte.

Was! wollen sie ihrer Kaufmannswaaren halb meinem Vorhaben hinderlich sein? rief der Kaiser und befahl alsbald seinem Geheimschreiber, der nicht weit von denen stand: stracks und so scharf er könne, den Bundesverwandten zu schreiben, daß sie sich weder mit Worten noch Werken an dem Pfalzgrafen Kurfürsten vergreifen, sondern ihn in sicherem Geleite ziehen lassen und seine Lande unterdeß, bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade, nicht gefährden sollten. Pfalzgraf Friedrich wollte sich auch gleich selbst aufmachen, seinen Bruder aus Heidelberg herbeizuschaffen und der Kaiser willigte, nach einigen Weigerungen, ihn zu bemühen, mit den Worten darein: Es könne weder sein Bruder noch er ihm einen größeren Gefallen thun, als wenn er beide bald zusammen ankommen sehe. Dann gab er ihm die Hand und ließ ihm die

Credenzschreiben an seinen Bruder, den Kurfürsten, zustellen.

Pfalzgraf Friedrich reiste ohne Säumniß mit wenigen Gefährten ab, unter denen einer der Getreuesten, Ritter Reinhard von Neueneck war und kam den ersten Tag bis Schwäbisch Gmünd, den anderen bis Reichheim, vier Meilen von Heidelberg, und den dritten ziemlich früh gen Heidelberg, doch fand er hier seinen Bruder, den Kurfürsten, nicht vor, der sich auf dem Schlosse Dillßberg mit Reiherfangen erlustigte, deren alle Jahre eine große Anzahl im nächsten Walde nisten und Junge bringen, und da Friedrich wußte, daß Ludwig beim Weidwerk nicht gern Jemand um sich habe, der mit ihm von wichtigen Dingen spreche, ließ er ihm von Heidelberg aus seine Ankunft melden.

Dahin verfügte sich der Kurfürst schon des andern Tages, wo ihn sein Bruder kaum mit vielen Worten und lang gepflogener Unterhaltung dazu bewegen konnte, daß er an das sichere kaiserliche Geleite glaubte und als er sich endlich überreden lassen, sagte er, er wolle nicht seines Bruders Worten, sondern Reinhards Treu und Glauben halb mit nach Augsburg ziehen. Auf diese unfreundliche Antwort hielt der Pfalzgraf blos in Beachtung des harten Gemüthes seines Bruders an sich und erinnerte ihn, daß nicht

Reinhard, sondern er im kaiserlichen Auftrage bei ihm sei.

Der Kurfürst nahm ihn hiernach beim Rock, führte ihn abseits und sagte: Ihr dürft euch nicht über mich erzürnen, da diesmal Allerlei zusammen kommt, mich bestürzt zu machen. Ihr geht allein damit um, die Erzherzöge von Oestreich zu erhöhen, obwohl ihr wißt, was von ihnen, sonderlich vom Kaiser Maximilian, unser Vater hat erdulden müssen. Er hat dasselbe so wenig verschuldet, als ihr, was euch in den Niederlanden begegnet ist und trotzdem, daß unsere Voreltern ihrethalb in Unglück und Noth gekommen sind, haben sie uns das niemals mit Dank vergolten. Ich gönne ihnen deswegen zwar immer alles Gute; möchte aber auch, daß das nicht unser Schaden wäre, da mir das Hemde näher als der Rock ist. Es sind überdies vor wenigen Tagen Doctor Lucas Hugonis, unser Rath und unser vornehmster Schreiber, Johannes Kastner aus Frankreich zurückgekehret, durch die uns der König die größten Zusagen machen läßt, wenn wir uns mit ihm in Freundschaft einlassen wollen. Er erbeut sich nicht allein, uns Alles zu erstatten, was König Ludwig unserem Vater versprochen und nicht gehalten hat, sondern will uns auch den erlittenen Schaden so vollständig ersetzen, daß wir uns nicht mehr zu beklagen haben. Ich sage euch dies,

lieber Bruder, ganz allein, da außer meinen genannten zwei geheimen Räthen kein Mensch ein Wort davon weiß.

Darauf entgegnete Pfalzgraf Friedrich: Hättet ihr mir davon zuvor gesagt, lieber Bruder, so würde ich euch zu eurem großen Nutzen gezeigt haben, wie den Franzosen in allen Dingen zu trauen sei. Die Franzosen sind nur unbeständige Freunde der Zeit nach, und halten, wie es ihr gemeines Sprichwort besagt, nicht länger, als es ihrer Krone Nutzen bringt, Wort. Die Fürsten von Oestreich mögen sein, wie sie wollen, mehr Treu und Glauben verdienen sie denn doch und da sie uns immer näher als die Franzosen liegen, müssen wir uns in die Zeit schicken. Das Glück will dem Oesterreichischen Hause gegenwärtig wohl und darum halten wir es ebenfalls mit ihm. Kaiser Maximilian ist ein guter Herr, den es reut, daß er wider unseren Vater Krieg geführt hat, und der uns die Ungebühr, die uns angethan worden, wieder einbringen will. Auch würde Karl ohne Zweifel, wenn er allezeit vor bösen Leuten dürfte, ein eben so gütiger als sanftmüthiger König sein, und ich beschuldige ihn gewiß nicht selbst, sondern die um ihn sind, und denen, als Franzosen, meist nicht zu trauen ist. Er würde, wenn er Kaiser und Herr über Deutschland wäre, sich auch deutscher Räthe befleißigen

und sich mehr nach unseren Sitten und Gebräuchen richten. Darum laßt uns immer dem Gewissen folgen und das Ungewisse hintansetzen.

Nach diesen Wechselreden gab sich der Kurfürst zufrieden und ließ dem Kaiser durch den Pfalzgrafen Friedrich zu wissen thun, daß er nach Augsburg kommen werde.

Der Pfalzgraf blieb bei ihm so lange, bis er zur Reise fertig war, und machte sich mit ihm und fast zweihundert gerüsteten Pferden nach Augsburg auf den Weg.

Vor der Stadt kam ihnen der Kaiser mit den anderen Kurfürsten, Herren und Grafen, und einer großen Anzahl Edelleute entgegen und als sie einander zu Gesicht bekamen, stiegen sie Alle von den Pferden, auch der Kaiser selbst, der den Kurfürsten mit besonderen Freuden empfing und hernach mit ihm zur Stadt hinein ritt.

Dieser Brauch ist auch von Anfang her von den Kaisern gehalten worden, daß sie, wenn die Kurfürsten ankommen, ihnen entgegen ziehen und vom Pferde steigen, sie zu empfangen, und hat bis auf die Zeit des jetzigen Kaisers Karl V. gewährt, der sich darnach noch auf seinem ersten Reichstage zu Worms richtete. Er fing erst später, auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 an, sich dessen zu weigern, weil es ihm die spanische Hoffart widerrathen hatte, und als ihm, wenn ich mich recht entsinne, angezeigt ward, der Erzbischof von Köln

komme an, und man sich darüber beredete, ob ihm der Kaiser entgegen ziehen müsse oder nicht, ließ mich der Herr von Granvella zu sich fordern und trug mir auf, die Sache vor Pfalzgraf Friedrich zu bringen. Der Pfalzgraf war der Meinung, da es bisher der Brauch gewesen und aus der langen Gewohnheit ein Recht geworden sei, würde der Kurfürst von Köln auch verlangen, daß man ihm solche Ehre widerfahren lasse. Der von Granvella hatte zwar eingewendet, es sei seit Einsetzung der Kurfürsten kein so gewaltiger Kaiser und König über so viele Länder, die man nicht in Einem Athem nenne, vorhanden gewesen; der Pfalzgraf ließ ihm aber wieder zu bedenken geben, wie ihr Herr hier nicht als König von Spanien, sondern als römischer Kaiser zugegen sei, von dem den Kurfürsten solche Ehre gebühre. Für den Fall, daß es der Kaiser nicht gern thue, brauche er sich ja nur krank anzustellen, und es einem Andern zu übertragen; was er denn auch so gethan hat und wie es fernerhin gehalten worden ist.

Die folgende Zeit über, in der der Kurfürst Pfalzgraf und sein Bruder Friedrich vom Kaiser und seinem Hofe in so besonderen Ehren gehalten wurden, ist es nicht zu glauben, mit welcher Mißgunst die Herzöge von Baiern dies ansahen, deren Verlangen schon damals nach der kurfürstlichen Würde stand. Sie mochten sich

sogar mit der Hoffnung geschmeichelt haben, der Kaiser werde wegen jener Kaufmannsgüter der Reichsstädte eine besondere Ungnade auf den Kurfürsten werfen und ihn mit Krieg überziehen, wozu sie die kaiserliche Majestät und Reichsstädte nach Möglichkeit anreizten. Der Kaiser war aber zu verständig, um nicht einzusehen, daß die Herzöge von Baiern, einmal im Besitze der Kurwürde, nicht eher ruhen würden, als bis sie auch das Kaiserthum erlangt und das Haus Oestreich verdorben hätten, und schlug sich lieber auf die Seite der Pfalzgrafen, durch die sein Geschlecht emporgekommen war.

Auf diesem Reichstage ward nur zum Scheine von einem Zuge wider die Türken verhandelt, da es in Wahrheit, wie der Ausgang lehrte, darum zu thun war, daß Karl zum römischen König erwählt würde. Derweil jenes öffentlich abgethan ward, beschloß man dieses insgeheim, und der Kaiser hatte nicht sobald seinen Willen bei den Kurfürsten durchgesetzt, als er den anderen Fürsten Vollmacht hinterließ, zu beschließen, was dem Reiche zu Nutz und Frommen gereiche, und zur Reise nach Oestreich aufbrach.

Da ihm in seinem Herzen nun auch die Gewißheit aufgegangen war, daß er dem Tode nahe sei, nahm er noch, ehe er von dannen zog, von den Fürsten des Reiches und insonderheit den Kurfürsten Abschied und bedachte

sie meist mit hohen Gnaden. Dem zu Mainz brachte er vom Pabste den Cardinalshut zu Wege. Dem Pfalzgrafen, gegen den er aufrichtig bekannte, er habe der Sachen gegen seinen Vater Philipp zu viel gethan, erlaubte er den neuen Zoll, den die Pfalzgrafen noch heut zu Tage unter dem Namen des güldenen Zolls erheben. Den Pfalzgrafen Friedrich vertröstete er, er solle wegen König Karl ein Jahrgehalt von fünftausend Gülden haben, und Anderen schenkte er noch Anderes.

Nicht lange hernach, zu Anfange des nächsten Jahres, starb der fromme Kaiser in der That, und ich vermöchte nicht zu sagen, wie sehr sich Pfalzgraf Friedrich darum betrübte, der fortan, nachdem ihm das Glück wieder seine schönsten Hoffnungen im Erblühen gebrochen hatte, sein ganzes Vertrauen auf König Karl setzte, ohne dabei recht zu bedenken: daß nicht der ein tapferer Mann zu nennen, wer in der Hoffnung stark sei, sondern wer das gegenwärtige Uebel ermesse und ertrage.

Viertes Buch.

1519—1522.

Gesetzt, daß sich Niemand wundere, warum ich in dem vorliegenden Büchlein sobald zu Ende geeilt bin, soll derselbe wissen, daß es mir gleichwie den Wandersleuten geht, die es für eine große Erleichterung ihrer Reise erachten, wenn sie zuweilen kleine Meilen vor sich haben, deren sie in einer Stunde etliche zurücklegen. Nicht daß dieserhalb von der Entfernung des Ortes, wohin sie wollen, etwas abginge, die Meilen seien lang oder kurz, sondern weil die Natur Lust zum Ende zu kommen hat und oft und gern daran gedenkt. Also ist es mir auch eine Freude, in dem großen Meere vor mir, worauf ich schiffen soll, die Ufer hinter mir zurückweichen und wie in Nebel vergehen zu sehen.

Der tödtliche Abgang des Kaisers war kaum kund geworden, so that sich der Herzog von Würtemberg hervor, gleich als ob er aus einem verschlossenen Orte losgelassen worden wäre, und rückte, nachdem er schon längst Kriegsvölker gesammelt hatte, und es nur so

lange der Kaiser lebte, nicht Wort haben wollte, zur ungelegenen Zeit des Jahres vor die Stadt Reutlingen, die er nach mehrtägiger Belagerung durch Uebergabe einnahm.

Darauf griffen die schwäbischen Bundesverwandten, so eilig als sie konnten, zur Wehr und zogen, da die Stadt Reutlingen in ihrem Bunde war, angehendes Frühlings wider den Herzog zu Felde, vor dem sich sonst jedermann fürchtete und der nun, wider alles Erwarten, dermaßen verzagte, daß er stracks entwich und binnen zwei Monaten all seiner Lande vertrieben ward. Der Adel fiel von ihm ab, weil er sie härter, als ihre Freiheiten leiden wollten, hielt, und das gemeine Volk ergab sich desto lieber, als ihr Herr mehr von ihnen gefürchtet als geliebt worden war.

Die Fürsten mögen sich daraus ein Beispiel nehmen und zusehen, auf wie schwachen Füßen die Herrschaft oder das Reich steht, des Unterthanen mit ihrem Herrn unzufrieden und mehr aus Furcht als aus Liebe gehorsam sind.

Ein Fürst soll, wie Architas Pythagoräus sagt, nicht allein recht zu herrschen verstehen, sondern auch leutselig sein. Es ist dem Hirten eine Schande, wenn er den Schafen oder dem Vieh auffässig ist. Er soll die Gesetze mit Ernst aufrecht erhalten und nichts um sein selbst willen, sondern alles für die Unterthanen thun,

die dagegen auch bereit sein werden, um seinetwillen das Aeußerste zuzusetzen, und gewiß nicht leicht einen andern Herrn annehmen, sondern lieber Gut und Leben einbüßen, als daß sie ihm Gewalt anthun ließen. Es ist ohne Zweifel, wie Xenophon gesagt hat, ein großes Beispiel der Tugend eines Fürsten, wenn ihm die Unterthanen gern gehorsam und in Gefahren treu sind.

Der Herzog von Würtemberg hatte seine Unterthanen mit schweren Schatzungen belegt und hielt und hegte auch das Wild so sehr, daß sie vor demselben weder auf dem Felde, noch in Weinbergen etwas behalten konnten. Der arme Mann durfte sich nicht einmal einen Hund halten, es von seinem Grund und Boden zu verscheuchen, und wie konnten ihm darum die Unterthanen hold sein?

Die Fürsten mögen sich durch dieses Beispiel vermahnen lassen, daß sie nach eines Andern Gut kein Gelüste tragen und nicht dafür halten, es gehöre Alles ihnen und ihren Wollüsten, was ihre Unterthanen mit großer Arbeit und saurem Fleiße an sich gebracht haben. Gottes Rache kommt zwar langsam; fällt aber gemeiniglich desto schwerer aus, je mehr sie gezögert hat.

Nachdem der Herzog von Würtemberg seines Landes war vertrieben worden, ging es etwas ruhiger in Deutschland her, und schrieb der Erzbischof von Mainz,

dem Brauche nach, den anderen Kurfürsten zur Wahl eines neuen römischen Königs einen Tag nach Frankfurt aus.

Unterdeß versuchten die beiden Könige Karl von Spanien und Franz von Frankreich allerlei, jener, daß er zum Kaiser erwählt wurde, dieser, daß er es verhindere, weil er schon im Voraus ahnete, zu welcher großen und für ihn und alle übrigen Könige und Fürsten fürchterlichen Macht Karl gelangen werde, bekomme er auch dazu die Kaiserliche Hoheit.

Er ließ deshalb die Kurfürsten ermahnen, daß sie sich vor ihm hüteten und erinnerte sie daran, dies nicht um seinet-, sondern um der deutschen Freiheit willen zu begehren. Wenn sie ihn nicht haben wollten, möchten sie den ersten besten deutschen Fürsten aus ihrer Mitte wählen, den er also mit Geld unterstützen wolle, daß ihm niemals etwas zur Erhaltung der Kaiserlichen Würde mangele.

Er brachte auf diese Weise den Kurfürsten von Trier auf seine Seite, wie hinterdrein die Rede auswies, die er vor den Kurfürsten zu Frankfurt hielt. Dem Kurfürsten Pfalzgrafen versprach er jährlich zweimalhunderttausend Kronen sicher anzuweisen, wenn er römischer König werde. Dem Kurfürsten von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg bot er nicht

weniger. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die dessen bedürftig waren, suchte er auch mit großen Summen zu bestechen, und es sollte ebenso wenig einer der Räthe oder angesehenen Leute unbeschenkt bleiben, die die Sache fördern helfen.

Ueber alles dies, was König Karl verrathen ward, gerieth derselbe in keine geringen Besorgnisse, die Kurfürsten müßten sich verführen lassen, ihren Zusagen an Maximilian uneingedenk zu werden, und versuchte er alles nur Erdenkliche zur Unterstützung seiner Hoffnungen.

Das Zweckdienstlichste vor Allem schien ihm bei dem Handel, den Pfalzgrafen Friedrich wieder zum Freunde zu haben und zu Gnaden anzunehmen, der sich mit den Kurfürsten sehr wohl stand und von ihnen erlangen konnte, was er wollte. Er fertigte deshalb einen seiner getreuesten Diener an ihn ab, von dem er dafür hielt, daß er dem Pfalzgrafen angenehm genug sei, ihn nach seinen Wünschen zu bereden, und schrieb ihm einen eigenhändigen Brief, in dem er ihn ja nicht von ihm abzufallen bat und ihm sagte: Friedrich solle überzeugt sein, daß der König keinen Unwillen gegen ihn hege, und ihn seiner Gnaden in Zukunft mehr als früher genießen lassen werde; und solle kein Geld schonen, sondern auf vollständige Wiedererstattung hin schenken und austheilen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Der Herr von Chièvres gab ihm selbst schriftlich zu verstehen, daß, wenn er noch wie früher Vizekönig von Neapel werden wolle, König Karl es ihm jetzt mit aller Treue unter seiner eignen Bürgschaft zusichern wolle, und was der Verheißungen alle, wenn nur Karl Kaiser würde, sonst noch waren.

Pfalzgraf Friedrich, der König Karl allzulieb hatte und dem Hause Oestreich aufrichtig zugethan war, nahm diese Sache nach bestem Vermögen auf sich und ermangelte bei den Kurfürsten so wenig wie bei seinem Bruder Ludwig fleißig darum anzuhalten. Als dieselben aber zu Frankfurt angekommen waren und die Thore geschlossen worden, weil man während der Berathschlagungen zur römischen Königswahl Niemand einließ, auf die Rede des Kurfürsten von Trier auch schon mehrere gegen Karl und vielmehr dafür gestimmt waren, daß der Pfalzgraf Kurfürst oder der Herzog von Sachsen die Königliche Würde annähmen; erfuhr dies nicht sobald Pfalzgraf Friedrich, der sich damals zu Höchst, zwei Meilen von Frankfurt, nebst anderen Bevollmächtigten aufhielt, die König Karl ihm zugeordnet hatte, als er sich eines Handels unterfing, der fast Leibes- und Lebensgefahren mit sich führte. Er schlich sich unter einer Verkleidung zu seinem Bruder und den anderen Kurfürsten in die Stadt Frankfurt ein und vermahnte,

bat und flehte so lange, bis sie Karl unter der Bedingung zum Kaiser erwählten, daß der Pfalzgraf zuvor an dessen Statt auf einige Artikel einen Eid ablegte, dem König Karl auch Folgendes billigte und mit seinem Eid bestätigte: daß er nämlich den Kurfürsten ihre Freiheiten erhalten, ohne ihre Einwilligung keine neuen Zölle aufrichten, keinen römischen König neben sich erwählen lassen, auch nicht fremde Kriegsvölker nach Deutschland bringen wolle, und was dergleichen mehr war.

Nachdem Karl von Spanien zum römischen Könige erwählt und in der Stiftskirche St. Bartholomäi öffentlich ausgerufen worden war, baten die Kurfürsten den Pfalzgrafen Friedrich, den Schluß der Wahl in ihrem Namen König Karl in Spanien anzukündigen und verordneten ihm zur Zehrung auf der Reise vierundzwanzigtausend Goldgulden. Der Pfalzgraf nahm den Auftrag an und säumte nicht lange, sondern machte sich, mit dem Nöthigen zur Reise versehen, über Lyon und Narbonne gen Barcelona auf den Weg, wo der König sich aufhalten sollte. Da er aber gewarnt ward, die Stadt zu meiden, in der die Pest wäre, wandte er sich nach dem Orte Molin del Rey, oder der Königsmühle, wohin König Karl mit seinem Hofe geflüchtet war.

Er sprach hier Karl als römischen König und fünf-

tigen Kaiser an, und es ward ihm dafür, daß er ihm zu der Würde verholfen hatte, von ihm und seinem ganzen Hofe großer Dank gesagt und alle Ehren erwiesen. Man hielt auch öffentlich dafür, daß er bald als ein Licht am königlichen Hofe aufgehen und Vicekönig von Neapel werden würde und freute sich, daß die Fremden nunmehr einen Schutzherrn beim Könige haben sollten.

Der Pfalzgraf gerieth jedoch dadurch abermals in Mißgunst, und es konnte auch der Herr von Chièvres seine vorige Unart nicht lassen, indem er zu ihm sprach: Ihr habt uns einen Schluß gebracht, lieber Pfalzgraf, der uns unser gutes Geld kostet, und wir würden es besser anders wohin gewendet haben. Euer deutsches Kaiserthum ist nichts mehr als der Name einer vergänglichen Ehre und was behält einer zuletzt davon, nachdem er unzählige Unkosten und die größten Mühen darauf gewendet hat?

Hierauf antwortete Pfalzgraf Friedrich mit zornigerem und stolzerem Gesicht, als er es sonst in der Art hatte: Achtet ihr, mein Herr von Chièvres, das heilige römische Reich für so gar nichts, warum schriebt, erinnertet und batet ihr so viel, kein Geld zu schonen, bis man erlangt habe, wonach ihr so sehnlich strebtet, und was euch nun, nachdem es erlangt ist, nicht mehr gut genug erscheinen will? wenn euch, was ihr daran

gewendet habt, gereut, so laßt uns getrost den Namen der vergänglichen Ehre, wie ihr sie nennt, wieder zukommen, und ich will bewirken, daß euch euer Geld mit Zinsen zurückerstattet werde.

Auf diese Rede ward der Herr von Chièvres stumm und bedachte, daß er mit seinen Worten übel angekommen wäre. Er erinnerte sich auch, daß König Karl in Kurzem werde nach Deutschland reisen müssen, um die Kaiserkrone zu empfangen und die Reichssachen zu bestellen, was er alles nicht ohne Pfalzgraf Friedrichs Rath, Hülfe und Zuthun zu verrichten im Stande sei, und betrug sich deshalb von Stunde an freundlicher gegen ihn, indem er ihm zu verstehen gab, daß er beim Könige verbleiben und ihn auf seiner Reise nach Deutschland begleiten solle.

Er gewann den Pfalzgrafen sogar bei näherem Umgange lieb und ward sein bester Freund, dem er alles Böse, was er ihm vorher zugefügt hatte und jetzt bereute, mit Gutem zu vergelten trachtete.

Im folgenden Jahre 1520 ordnete König Karl seine Angelegenheiten in Spanien und zog durch die Königreiche Aragonien und Kastilien nach Compostella, wo er dem heiligen Jakob seine Ehre anthat, und sodann mit günstigem Winde vom beltischen Vorgebirge nach England abstieß, das er binnen wenigen Tagen erreichte.

Der König von England begegnete ihm bei seiner Ankunft mit den höchsten Ehren; er hielt sich indessen nicht lange bei ihm auf, sondern schiffte nach Flandern hinüber, von wannen er sich, stattlich ausgerüstet, nach Aachen begab, um sich vor den allda versammelten Kurfürsten und anderen Fürsten des Reichs zum Kaiser krönen zu lassen. Die Krönung ward mit den gewöhnlichen Gebräuchen um das Michaelisfest prächtig vollzogen, und Karl reiste sodann über Köln, den Rhein hinauf bis Worms, wo ein Reichstag angestellt war, der zwar nach der Verordnung der goldenen Bulle hätte zu Nürnberg gehalten werden sollen, wegen der Entfernung dieses Ortes von den Niederlanden aber dahin verlegt worden war. Dieser Reichstag zu Worms begann am St. Katharinenfeste und es waren die Reichsstände darauf in großer Anzahl zugegen, weil sie den neuen König und sonderlich gern die spanische Pracht sehen wollten. Pfalzgraf Friedrich nahm daran nur als ein Vormund Theil, ward aber von dem Könige oft zu Rathe gezogen und förderte dessen Sachen, dieweil er mit im Fürstenrathe saß, so gut es ihm ohne Verletzung der Reichspflicht möglich war.

Wie nun, nach deutschem Brauche, die Sachen ziemlich langsam gingen, fand der Kurfürst von Mainz, Markgraf Albrecht zu Brandenburg, der ihm nicht

gönnte, daß er beim Könige sowohl und, wie man zu sagen pflegt, in hohen Gnaden stand, eine Gelegenheit, den Pfalzgrafen zu verläumden.

Er ging zum Könige und betheuerte ihm, der Pfalzgraf Friedrich hintertriebe alle seine Vorschläge und brächte die Bewilligung der Stände zum Verzug. Der Herr von Chièvres verrieth dem Pfalzgrafen diese Einflüsterung und gab ihm den freundschaftlichen Rath, sich dagegen beim Könige zu verantworten, was derselbe auch am besten damit that, daß er dem Kaiser den ganzen Geschäftsgang des Reichstages auseinander setzte.

Zuerst sagte er, lassen Seiner Majestät vorschlagen, was berathen werden soll — und das ziehen von den Ständen erstlich die Kurfürsten in ihrem besondern Rathe in Erwägung, hernach die Fürsten und Prälaten, sammt zweien aus dem Grafenstande; und endlich halten die Reichsstädte ihren Rath, denen aber nicht das Recht zusteht, ihre Stimme abzugeben. Sobald sich die Kurfürsten und anderen Fürsten genug berathen haben, theilen sie es sich untereinander mit und lassen es in dem selten eintretenden Falle, daß sie mit einander einig seien, vor die Städte kommen. Die werden, wenn sie etwas einzuwenden haben, gehört und die Fürsten ändern es, wenn es ihnen gefällig ist; im anderen Falle müssen es die Städte auch zufrieden sein. Am Ende wird

dieses Alles Seiner Majestät vorgetragen, die es zu bestätigen oder abzuschlagen hat. So viele Weitläufigkeiten, Mühe und Hindernisse sind vorhanden, ehe man zum Schlusse kommt und es ist noch immer ungerechnet, was für ein großer Zulauf dabei ist und wieviele Zeit darüber hingeht, ehe alle Stimmen gefallen und zusammen gebracht sind, oder verglichen werden.

Unter so vielen Köpfen und Sinnen, schloß der Pfalzgraf seine Mittheilung, habe ich nur Eine Stimme und Ihre Majestät mögen selbst urtheilen und nachforschen lassen, ob mir der von Mainz mit seiner Beschuldigung Unrecht gethan hat. Der Kaiser versetzte gar sanft und freundlich: So etwas zu glauben, und sagten es auch Tausende, sei fern von ihm und er habe seinen guten Willen und Beflissenheit, ihm zu dienen, erkannt. Er möge mit seinem besten Verstande dazu thun, daß die Sachen, an denen so viel gelegen, bald zum Schlusse kämen.

Eine Zeit hernach sprach der Pfalzgraf den von Mainz auch selbst, als sie bei einem andern Fürsten Abends zur Tafel zusammen kamen und verwies es ihm mit großem Ernste.

Der Kurfürst verneinte es beinahe zitternd, und wollte dem Kaiser auf seine Frage, warum die Sachen so langsam gingen, nichts anderes gesagt haben, als: Pfalzgraf Friedrich habe ein groß Ansehen im Fürsten-

rathe und könne wohl dazu thun, sie zu beschleunigen. Der Pfalzgraf merkte wohl, daß er sich ein andermal vor ihm hüten müsse.

Der Herr von Chièvres hielt mittlerweile an der vertraulichen Freundschaft, in die er mit dem Pfalzgrafen gerathen war, so fest, daß dieser einsah, er meine sie nicht blos zum Scheine und könne ihm mit der Zeit zu den größten Würden helfen. Der leidige Tod, der ihm schon so vieles Uebel angethan, vereitelte ihm aber auch diese Wohlthaten, die nun erst angehen sollten und ließ den Herrn von Chièvres sowohl wie seines Bruders Sohn, der Cardinal und Erzbischof von Toledo war, bald nach einander sterben.

Wer war darüber betrübter als Pfalzgraf Friedrich, der durch diesen Fall, der den Hof so sehr veränderte, als ob der König selbst gestorben wäre, und neue Räthe, neue Anschläge zu einem ganz neuen Zustande der Dinge nach sich zog, mit einemmale in das Elend versetzt zu sein meinte.

Der Herr von Chièvres hatte ihm, wie schon gesagt, auf das Vicekönigthum in Neapel Vertröstung gethan, und würde es ohne Zweifel gehalten haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Nach seinem Tode aber hatten die ihm nicht gut waren, desto mehr Spielraum beim Könige und widersprach ihnen Niemand, wenn sie vor-

gaben, daß es nicht rathsam sei, einen deutschen Fürsten zur Verwaltung eines solchen Königreichs gelangen zu lassen, bei der er die geheimsten Anschläge des Königs und seiner Reiche erfahre. Man thäte besser, ihn in Deutschland zu lassen, in dessen Händeln er geübt sei, wohingegen er in dem Neapolitanischen erst mit Schaden werde lernen müssen, und man habe sich auch zu befahren, daß er, als ein frommer und leutseliger Herr, nicht lange leben und sich vor den heimlichen Nachstellungen, Betrug und Gift der Italiener werde hüten können.

Dies Alles kam nicht allein dem Kaiser Karl glaubwürdig vor, sondern bewog den Pfalzgrafen selbst, sein Verlangen, besonders aus dem Grunde nicht mehr so eifrig, wie früher, darauf zu setzen, weil die Heirath mit der Tochter eines überaus reichen Herrn, unter dessen Anführung das Königreich Neapel an die Könige von Aragonien gekommen und die ihm der Herr von Chièvres hatte vor seiner Liebe zu Fräulein Leonoren zu Wege bringen wollen, nicht ins Werk zu setzen gewesen war. Wenn es dazu kommen können, hätte der Pfalzgraf nicht allein großen Reichthum, sondern auch ein Ansehn bei den Neapolitanern und der großen Herren Gunst erlangt, und würde er der Herrschaft über das Königreich nicht übel haben vorstehen können.

So ging man mit einer anderen Ehre oder Wohlthat

um, die dem Kaiser nichts koste und durch die man dem Pfalzgrafen Dankbarkeit bethätige. Einem alten Herkommen gemäß, ist der Kurfürst Pfalzgraf zugleich dergestalt der Verweser des Reichs, daß er, wenn ein Kaiser stirbt, alle Verwaltung am Rhein, in Schwaben und an allen Orten und Enden hat, wo das Fränkische Recht gilt. Desgleichen gebührt ihm alle Machtvollkommenheit des Reiches in dem Falle, daß ein römischer König oder Kaiser die Alpen oder Pyrenäen übersteigt und sich außerhalb der Grenzen Deutschlands aufhält. Es war wohl gewiß, daß Kaiser Karl, um seiner vielen Königreiche willen, nicht lange Zeit in Deutschland bleiben, sondern wieder nach Spanien und Italien reisen mußte. Daß man aber dem Pfalzgrafen Kurfürsten darum eine solche Gewalt einräumen und dem Kaiser entziehen, wollte den Meisten nicht gefallen und es trug der Pfalzgraf Kurfürst danach selbst kein Verlangen, da er weit lieber baute und sich schöne Pferde hielt.

Man beschloß also, eine kaiserliche Verwaltung mit einem Statthalter einzusetzen, vor welchem die Reichssachen in Abwesenheit des Kaisers erörtert würden und es bezweifelte Niemand, daß eine solche Ehre dem Pfalzgrafen Friedrich desto eher gegönnt und gegeben werde, als der Kaiser es billigte und wünschte. Nichts destoweniger ward, als es dazu kam, des Kaisers Bruder,

Ferdinand, mit eingeschoben, dem in der väterlichen Erb- und Landestheilung Oesterreich zugefallen und der damals zugegen war, um die Huldigung seiner Unterthanen anzunehmen. Viele Fürsten hielten es auch für billig, daß er die Stelle seines Bruders verträte und Statthalter des Reiches würde; da er aber noch zu jung und in der deutschen Sprache unerfahren, auch ein Herr über Länder war, die täglich von den Türken überfallen wurden, versuchte man sich dahin zu einigen, daß Erzherzog Ferdinand zwar den Namen eines kaiserlichen Statthalters führe, Pfalzgraf Friedrich aber demnächst Ferdinands Statthalter sei. Der Pfalzgraf weigerte sich dessen auf das Eifrigste und setzte am Ende so viel durch, daß beide einen und denselben Titel führen und dem kaiserlichen Regimente vorstehen sollten.

Dem Kurfürsten Pfalzgrafen ward ein Revers ausgestellt, daß dieses Vornehmen ihn und seine Nachkommen nicht benachtheilige oder seine Vikariatsrechte verkleinere und dem Pfalzgrafen Friedrich wurden vierzigtausend Gulden verheißen, die ihm Don Raimund von Cardona, der neu ernannte Vicekönig von Neapel, auszuzahlen hatte, der dieser Verpflichtung indessen nur ein langsames und böswilliges Genüge that.

So bald diese Angelegenheit zu Stande gebracht und der Reichstag zu Worms beendigt war, mußte Kaiser

Karl nach den Niederlanden eilen, wo ihn der König von Frankreich mit Krieg überzog. Derselbe währte lange Zeit, und nachdem das Städtchen Mezières an der Maas von vielem kaiserlichen Volke vergebens belagert und gestürmt worden war, weil sich die Franzosen darin tapfer wehrten, zog er sich nach Italien, wo er mit großem Ernste geführt ward.

Pfalzgraf Friedrich begab sich nach Nürnberg, in welchem Orte das kaiserliche Regiment seine Residenz haben sollte und stund ihm mit Fleiß und hohem Ansehen vor, wiewohl er sich daneben auch freundlich genug bezeigte, um von Jedermann geliebt und geehrt zu werden und die Leutseligkeit sogar so weit trieb, daß er nicht einmal den weiblichen Verführungen widerstand.

Die Nürnberger sind darin sowohl erfahren und geübt, daß sie würden Felsen bewegen können, und er ward von ihnen bald zum Mittags-, bald zum Abendessen, zum Tanze, wie zu anderen Erlustigungen eingeladen, die die Nürnberger Mädchen und Frauen, ohne Arbeit und im Ueberflusse lebend, artig genug zu erdenken wissen.

Es kamen auch zuweilen einige Frauen mit schönen Jungfrauen unter dem Vorgeben nach seiner Wohnung, etwas aus seiner Küche zu kosten, deren Speisen schmackhafter als für irgend einen andern Fürsten zubereitet

würden, und dankten Gott laut, daß er einen solchen Fürsten in ihrer Stadt Hof halten lasse, die seither wie in einem Schlafe gelegen und sich nur kaufmännischen Wuchers beflissen habe, anstatt daß sie jetzt durch seine Gegenwart aufgewacht sei und anfange, fröhlich zu werden.

Sobald die Fastnachttage nahten, an denen es jedem freistand, zu Kurzweil zusammen zu kommen oder Tänze zu halten, redete man ihm vor, wie große Gunst er sich bei Jedermann erwecken würde, wenn er sich, obschon nicht gebeten, ebenfalls bei einer Mummerei einfände, und schmeichelte ihm mit so viel glatten Worten, daß er sein Gemüth fortan allen wichtigen Gedanken entzog und sich, wie Hannibal in Capua, den Wollüsten ergab. Es ging darüber bei der Theurung, die in Nürnberg herrscht, ein Großes auf, denn obwohl diese Stadt an nichts Mangel hat, muß man doch, da sie in einer magern, sandigen Gegend liegt, alle Lebensmittel, die je kostbarer, desto angenehmer werden, theueren Kaufes von weit her kommen lassen.

Pfalzgraf Friedrich ließ sich dazu auch kein Geld reuen und war jederzeit gastfreier als seine Güter es vertrugen. Er fing an, in Schulden zu gerathen und es ward ihm von den Bürgern, die ohnedies dem Wucher ergeben sind, liederlicherweise gegen Bürgschaft und Verpfändung seiner Landeseinkünfte geliehen. Zu diesem Uebel kam über-

dies, daß er inmitten seiner Freude, so wie er wähnte, von Anderen geliebt zu werden, unversehens selbst von dem Pfeil der Liebe zu einer schönen Jungfrau verwundet ward, und es steht mir nicht zu, zu sagen, wie viel sie ihm gekostet hat, ehe sie sich ihm ergab, was für Bankete er bei Tag und Nacht gehalten, was er ihr hat schenken und daneben dem und jenem geben müssen.

Um das neue Jahr 1522 kam auch der Kurfürst, Pfalzgraf Ludwig, nach Nürnberg, um, der kaiserlichen Verordnung nach, dem Regimente drei Monat beizuwohnen und hatte jetzt zwar keine Gemahlin, da er dieselbe, die Schwester der Herzoge zu Baiern, Wilhelm und Ludwig, das Jahr zuvor durch den Tod verloren, ward aber durch die Verführungen ebenfalls dahin gebracht, so große Summen auszugeben, daß die Brüder gleichsam mit einander an Verschwendung wetteiferten.

Die auf alles abgerichteten klugen Nürnberger sahen dies ziemlich gern, weil sie schon zum Voraus wußten, wie es ablaufen werde und daß mit den Fürsten, wenn es an Geld mangele, wegen einiger Städte und Schlösser gut handeln sei, derenthalb sie mit einander in Streit waren, und die die Nürnberger, als Verbündete des Kaisers Maximilian, im letzteren Kriege den Pfalzgrafen, die sie zurückforderten, abgenommen hatten.

Der Pfalzgraf Kurfürst hatte einen in den Rechten

wohlerfahrnen Kanzler, Namens Florentin von Benningen und hielt auch den Landgrafen Johann von Leuchtenberg in hohem Ansehen, der unlängst mit ihm ausgesöhnt worden und sich sehr dienstfertig anstellte, wenn er gleich daneben äußerst geizig war. Des Pfalzgrafen Friedrich Kanzler, Doctor Johann Fuchsstein, war ein Mann von vielen Fähigkeiten und hatte nur ein so verderbt Gemüth, als der öffentlichen Wohlfahrt zuweilen großen Schaden bringt. Bei demselben war Recht und Gerechtigkeit für Geld zu haben und er drehte sie nach seinem Vortheil, wie er sie haben wollte. Auch stand er in nicht minder üblem Rufe wegen Unzucht uud Ehebruchs und ward gleichwohl von dem Fürsten werth gehalten, weil er die Laster so meisterlich mit der Zunge zu vertreten wußte, daß sich ihrer Viele betrügen ließen und ihn für einen ehrlicheren Mann hielten, als er war.

Zu diesen Männern verfügten sich einige vom Nürnberger Rathe Abgeordnete, die mit absonderlichen Worten bei ihnen anbrachten, wie viel die Nürnberger von dem Pfalzgrafen hielten und wie sie nichts so sehr begehrten, als mit ihnen darüber, selbst zu ihrem Schaden, einig zu werden, was bisher eine Streitsache zwischen ihnen gewesen sei. Sie möchten sich so gern in Worten und Werken als gute Nachbarn bezeigen und erwarteten auch von ihnen, zum Nutzen und Frommen ihrer beider-

seitigen Unterthanen, nichts Anderes. In dieser Sache könnten sie als Betraute der Pfalzgrafen viel ausrichten und sollten, wenn es geschehe, nicht bezweifeln, daß die Stadt Nürnberg sich mit einer stattlichen Verehrung dankbar erweisen werde.

Die Herren spitzten zu dem Vorschlage, den sie sich wohl gefallen ließen, die Ohren und wanderten, nachdem sie sich unter einander verglichen hatten, mit der Erklärung vor beide Fürsten, daß sie ihnen, vorerst außer Beisein der anderen Räthe, einen wichtigen Handel zu entdecken hätten. —

Es ist eben nicht zu bezweifeln, durchlauchtigste Fürsten, sagten sie, daß euch jetzt eine besondere Schikkung Gottes hat in dieser Stadt zusammen kommen lassen, die ihr euch mit eurer Gegenwart so sehr verpflichtet. Es ist keiner von der Obrigkeit, kein Bürger, kein Weib, kein Kind, das euch nicht fast bis zur Anbetung hoch hielte und liebte und wenn ihr zum Theile das gemeine Volk hören solltet, wie es von euch spricht, ihr würdet euch darüber wundern. Ihr habt keinen Freund, keinen Fürsten, keine Stadt in der Nähe, die nöthigenfalls so viel für euch thäte als die unter allen deutschen Städten an Gütern, Menschen und Weisheit vornehmste Stadt Nürnberg. Wir ertheilen euch deshalb, unserer Pflicht getreu, den Rath, daß ihr nicht unterlasset, euch

die Stadt je mehr und mehr zu verbinden und sagen euch, wie ihr dazu ein Mittel in Händen habt, was, unserem Bedünken nach, eben so gelegen ist auch euch wohlzuthun. Ihr seid zu den täglichen Ausgaben je länger je mehr einer großen Geldsumme bedürftig, da ein Reichstag nach dieser Stadt ausgeschrieben ist und ihr dann binnen eines halben Jahres Frist wieder nach Hause kommt. Es werden dazu viele Fürsten erscheinen, um derer willen ihr euch, nach eurem Brauche, werdet prächtiger und stattlicher halten wollen. In eurer Schatzkammer ist zur Zeit gar nichts vorhanden, und um es auf wucherischen Zins aufzunehmen, seid ihr nicht nur schon zu sehr damit beschwert, sondern begreifen wir auch nicht, woher ihr die Wiedererstattung nehmen wolltet. Es wäre also rathsamer, man verkaufte zu Zeiten ein Städtlein oder Stück Landes, als daß man mit hohen Schulden überladen bliebe, die selten abnehmen und ebenso von Tag zu Tage anwachsen, als die Raupe, die den Stengel frißt, zuletzt alles, was damit zusammenhängt, benagt und hinterschluckt. Es wären dessen als Beispiel unzählige Fürsten und, wollte Gott! nicht auch dereinst ihr angeführt werden. Wir sagen dies nicht, um euch zu rathen, daß ihr von euren eignen Land und Leuten losschlagt; sondern wollen euch sonst aus diesen Nöthen helfen und haben bedacht, ein wie

nützliches Werk es wäre, wenn man sich bei der Gelegenheit mit den Nürnbergern wegen der Städte zu vergleichen suchte, die sie eurem Herrn Vater im vorigen Kriege weggenommen haben. Wir hegen nicht die mindesten Zweifel, daß dieselben, so wie jetzt gesinnt, entweder Einiges davon wiedergeben, oder eine große Summe Geld dafür erlegen werden. Bei so gestalteten Sachen haben sie Alles in Händen und nutzen es allein.

Es bedurfte unter solchen Umständen nicht gar lange Zeit, um die geldbedürftigen Fürsten dem Vorschlage geneigt zu machen und sie gaben dem Kanzler von Venningen Vollmacht, zur That zu schreiten und die Nürnberger, gleichwie erst für sich, in der Sache anzugehen.

Der Kanzler war nicht faul, sondern that, was ihm befohlen war und die Nürnberger bewilligten gern, was sie selbst zuerst gewünscht hatten, indem die Unterhandlungen zu dem Schlusse führten: daß die Nürnberger zuvörderst dem Pfalzgrafen Friedrich das auf einem hohen Berge unweit Neumarkt gelegene Schloß Hinssberg mit dem Männer- und Jungfrauen-Kloster, das der Gnadenberg genannt wird, wieder einräumen und den Fürsten zwei und dreißig tausend Gulden baar auszahlen sollten; wofür diese sich zu ewigen Zeiten aller Rechte und Ansprüche auf die ihnen abgenommenen Oerter, die der feinen Städtchen Lauffen, Altdorff und Heersbrugk

mit einigen Schlössern und vielen Dörfern, begaben. Die drei Personen, die dies hatten zu Wege bringen helfen, trugen stattliche Verehrungen davon.

Es fällt mir darüber ein, wie gut und nützlich doch vor Zeiten von den deutschen Fürsten verordnet war, daß keiner derer, die ihre getreuen Diener sein wollten, sonderlich die hohe Aemter bekleideten, andere als zur Speise dienliche Geschenke und auch solche nur zu Zeiten, damit sie nicht verführt würden, annehmen durften. Wenn dies bis auf unsere Zeit gehalten worden wäre, hätte der Vertrag nicht stattgehabt und würden die Nürnberger, wie hernach in Erfahrung gebracht worden ist, die Städte den Pfalzgrafen lieber wieder gegeben haben, als in Ungnade geblieben sein; zumal da sie mit ihrem Nachbar, dem Markgrafen von Brandenburg, mit dem sie fast immer in Hader lagen, eben so übel wie schon vorher mit dem Bischof zu Bamberg wegen veränderter Kirchengebräuche standen.

Ich werde vielleicht noch einmal darthun, wieviel aus dem Grunde, daß man den Räthen ordnungswidrig zugelassen hat, Geschenke anzunehmen, von der Pfalz weggekommen ist. Genug, das Geld ward zu Nürnberg erlegt und verthan und die Stadt behielt die Güter bis auf den heutigen Tag, derweil die Pfalzgrafen das Zusehen haben.

Im Verlaufe dieser Angelegenheiten hatte der Reichstag seinen Anfang genommen, zu dem der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, der Bruder Kaiser Karls, sich eingefunden, und demselben wich der Pfalzgraf Friedrich insofern, als er sich jedesmal, wenn Ferdinand die oberste Stelle einnahm, nach dem fünf Stunden Wegs von Nürnberg gelegnen Neumarkt begab, damit kein Streit wegen des Vorsitzens an des Kaisers Statt entstände, die jeder von ihnen mit gleichem Rechte behaupten konnte.

Es kam dahin auch das heilige Weib Isabella, die Schwester Kaiser Karls und Erzherzog Ferdinands, die ihrem Manne, dem gewesenen Könige Christiern von Dänemark und Schweden, der von dem Bruder seines Vaters, dem Herzoge Friedrich von Holstein, seiner Länder und Güter beraubt war, und von dem sie nicht lassen wollte, in das Elend nachzog.

Sie suchte hier bei ihrem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand, dessen Vermögen zu klein dazu war, vergebens Hülfe und begab sich, als sie einsah, daß auch von den Reichsständen nichts zu erhalten war, nach den Niederlanden, wo sie, wie man dafür hält, aus Traurigkeit zu Gent starb und in dem Kloster St. Peter stattlich begraben ward. —

Pfalzgraf Friedrich verkehrte zu Nürnberg mit dieser Königin, ohne daß er ahnete, er werde mit der Zeit ihre

älteste Tochter zur Gemahlin erhalten, und fand seine größte Ergötzlichkeit in dem Liebesumgange mit Nürnberger Jungfrauen. Da er auch noch eben so wenig Leonoren vergessen hatte, von deren Gemahl, dem Könige von Portugal, sich zu der Zeit das Gerücht seines Todes verbreitete, bestärkten ihn manche Leute und vorab der Cardinal von Lüttich in der Meinung, daß es Gottes Schickung sei, ihm in Leonoren, der ihr Bruder nicht viel mitgegeben, keine arme, sondern eine mit königlicher Aussteuer versehene Gemahlin zuzuführen und daß nun, wo man mit ihr nicht mehr so hoch wie früher als Jungfrau hinaus könne, bald alles richtig werden dürfe.

Leonore habe ihren Brüdern einmal gefolgt und einen alten ungestalteten Herrn zur Ehe genommen. Dafür stehe es ihr jetzt wohl frei, zu heirathen, wen sie wolle und würde sie unzweifelhaft den Pfalzgrafen Friedrich wählen, den sie so inbrünstig geliebt habe, daß ihre Glut gewiß noch nicht erloschen sei.

Alles dies und mehr dergleichen entzündete in Friedrichs Brust sein noch fortglimmendes früheres Verlangen nach Leonoren wieder und brachte ihn zu dem Entschlusse, zu Erforschung ihres Gemüthes eine Botschaft an sie abzusenden.

Da er keinen Secretair hatte, der der französischen Sprache mächtig war, belangte er dieserhalb den vortreff-

lichen Mann Tetanias Frisius zu sich, der beider Rechte Doktor und des kaiserlichen Kammergerichts Beisitzer war, und bat ihn, ihm in dieser Sache einige Schreiben französisch zu verfertigen. Dessen Antwort war, er könne zwar französisch reden, aber nicht schreiben. Er habe jedoch einen Diener, Hubertus Thomas aus Lüttich, gehabt, der sich die sieben Jahre, daß das Kammergericht zu Worms gewesen, treu und fleißig bei ihm gehalten. Derselbe habe ein Weib genommen, sei in das andere Jahr Kanzleischreiber bei seinem Bruder dem Pfalzgrafen Kurfürsten, und könne thun, was er von ihm begehre.

Hierauf begab sich Pfalzgraf Friedrich zu seinem Bruder und erlangte von ihm, daß ich verschrieben ward.

Ich eilte stracks nach Nürnberg und hinterließ mein Weib im härtesten und kältesten Winter, im Kindbett, unter lauter Unbekannten, ohne was sie die zwei Jahre her in der Nachbarschaft für Bekanntschaften gemacht hatte, und mit einem Dienstmädchen von kaum zwölf Jahren. Sie war eben einer Tochter genesen, welche Anna Camilla hieß und hatte auch einen Sohn, Adrian Pallantes, nur eines Jahres alt, den die Großmutter, ein Weib, das Alters halb nicht mehr fort konnte, an der Hand führte. Wir wohnten in einem kleinen Häuschen zu Heidelberg, in der Leiergasse, mit geringem Vermögen, wie es damals meine Gelegenheit gab, jedoch sauber und

reinlich und es ging dabei fröhlicher als jetzt zu. An Gelde hinterließ ich so viel, daß mein Häuflein kaum genug daran hatte, sich zu behelfen, bis ich wieder käme, und ich zog traurig von dannen, wiewohl ich immer gutes Muthes sein konnte, weil es in meinem Berufe war und wenn ich von derselben Zeit an in viel Mühe, Sorge und Bekümmerniß gesteckt worden bin, hat mich doch Gott bis gegenwärtig, wo ich dieses schreibe, erhalten und wird mich auch ferner, so lange es sein heiliger Wille ist, erhalten.

Als ich zu Nürnberg ankam, waren gerade die Fastnachttage, an denen der Rath, den anwesenden Fürsten zur Lust, dem gemeinen Volk erlaubt hatte, ihres Gefallens auf den Gassen umher zu schwärmen. Man konnte sehen, wie die Fleischhauer, Gerber, Würzkrämer, Köche und andere Handwerksleute, in seidenen Kleidern und mit güldenen Ketten behängt, öffentlich umhergingen, Tänze hielten, sangen, sprangen, Gastereien anstellten und mancherlei wunderbare Händel erdachten und vornahmen, um die Fürsten fröhlich zu machen, die doch nicht merkten, daß dieselben mit diesen Griffen ihr Geld an sich brachten, und sie alles desto theurer kaufen mußten, je herrlicher und prächtiger sie sich mit den Ihrigen hielten.

Sobald mich der Fürst ansichtig ward, bot er mir die Hand, hieß mich willkommen und sagte, er wolle über

etliche Tage meines Dienstes brauchen und mich wieder fordern lassen, wenn es nöthig wäre; bis dahin solle ich bei ihm oder seinem Bruder guter Dinge sein.

Nach einigen Tagen ward mir die Sache vertraut und verfertigte ich mein Schreiben, das aber umsonst nach Spanien an Leonoren verschickt ward, weil sie lieber den König Franz von Frankreich, nachdem er zu Pavia war gefangen worden, zur Ehe nahm, um sich nach wie vor eine Königin nennen zu lassen, als zu dem Pfälzischen und Baierischen Titel hinabzusteigen. Ich werde weiter unten mit Mehrerem erzählen, wie diese Heirath abgelaufen ist.

Fünftes Buch.

1522—1526.

Zweites Buch.

[illegible]

Das Jahr 1522 brachte nicht allein dem Pfalzgrafen Friedrich, sondern dem ganzen deutschen Lande Unruhe. Im Wasgau, einem Berge und Strich Landes, der die Pfalz vom Herzogthume Lothringen scheidet, lebte ein vornehmer und reicher Edelmann, der auch bei dem anderen Adel großen Anhang hatte, voller Muth war und, wenn er sich darein zu schicken gewußt hätte, ein sonderliches Glück besaß, Namens Franz von Sickingen.

Er hatte schon mit der Stadt Worms, dem Herzoge von Lothringen, der Stadt Metz und dem Landgrafen von Hessen zu thun gehabt, und es war ihm geglückt, daß sie sich nach seinem Gefallen fügen müssen. Er war nur, wie es wohl zu geschehen pflegt, dadurch so hochmüthig geworden, daß er sich wegen eines glücklichen Fortganges zu viel zutraute und den Schmeichlern, die ihn auf höhere Dinge vertrösteten, mehr als gut war, glaubte. Er unterfing sich also auch dem Kurfürsten von Trier den Krieg anzukündigen und zog mit gesammeltem Volke nahe zu

der Stadt, die er belagerte und zu bezwingen suchte. Er hätte in seiner Absicht auch etwas ausrichten dürfen, wenn nicht der Pfalzgraf Kurfürst, der vorher sah, wo hinaus der Adel wollte, etliches schon in Bereitschaft gehaltene Volk dem Erzbischofe zu Hülfe geschickt hätte, der von Natur langsam war und nicht eher glauben wollte, daß Franz von Sickingen etwas wider ihn vorhabe, bis er sah, wie bereits einige Städtchen eingenommen waren und Trier belagert wurde.

Sobald dann auch vom Landgrafen Hülfe gekommen war, ward der von Trier muthiger, begab sich in die Stadt und versuchte einen Ausfall wider den Feind zu thun.

Derselbe merkte, was geschehe, brach die Belagerung ab und eilte zu den Seinigen zurück. Darum wollten aber die drei Fürsten nicht vom Kriege lassen, sondern berathschlagten, wie sie ihn mit vereintem Volke weiter führten und Franz zum Gehorsam brächten.

Dies würde auch ohne Aufenthalt geschehen sein, wenn nicht seine unbezwinglich starken Schlösser gewesen wären, um deretwillen sie es bis zum nächstfolgenden Jahre verschoben. Sie beschlossen allein Cronberg, unweit Frankfurt, anzugreifen, das sie zur Uebergabe zwangen und zogen mit ihren Kriegsvölkern heim.

Ich habe nicht mehr als so viel im Allgemeinen von

dem Kriege sagen wollen, über den ich ein besonderes Buch geschrieben, da es hier nur mein Vorhaben ist, vom Pfalzgrafen Friedrich zu erzählen. Wie derselbe die Lässigkeit derer, die ihm im Regimente beigegeben waren, dem Beginnen Franzens von Sickingen zu wehren, und sie es zum Theil öffentlich mit ihm hielten, sah, auch bedachte, daß die großen Kosten seines Aufenthaltes in einer so herrlichen Stadt durch die ihm vom Reiche bewilligte Besoldung nicht zu decken seien, gab er seine Bestallung als kaiserlicher Statthalter auf und wandte sich wieder nach Neumarkt, allda seinem eignen Thun bis zum nächsten Jahre 1523 vorzustehen, mit dessen Frühlinge die drei verbundenen Fürsten, der Pfalzgraf Kurfürst, der Erzbischof von Trier und der Landgraf von Hessen den Krieg erneuten, den sie den Winter hindurch nur mit Streifereien und Ueberfällen hatten führen können. Pfalzgraf Friedrich schickte seinem Bruder einige Reiter und blieb selbst zu Hause, um die alte Pfalz im Nordgau vor den Feinden, insonders dem fränkischen Adel zu schützen, von dem es hieß, er werde wegen Franz von Sickingen etwas Großes unternehmen.

Er hatte hier bevor seinen Kanzler Johann Fuchssteiner zum Regimentsbeisitzer gemacht und derselbe nahm sich als Einer vom Adel, wie er sich achtete, dessen, wofür Franz von Sickingen den Krieg begonnen hatte, derge-

stalt an, daß er sich auf vielerlei verschlagenen Wegen bemühte, den Pfalzgrafen Friedrich auf ihre Seite zu bringen. Da dem Pfalzgrafen der Handel nicht gefallen wollte, begann er ihm untreu zu werden, und zumal in Vormundschaftssachen der jungen Herren zu rathen, was nicht recht war, und wessen er hernach den Pfalzgrafen, als käme es von ihm, gegen sie beschuldigte.

Als der Pfalzgraf dies vernommen hatte, beschied er ihn vor sich und verwies ihm seine Lügen, die er aber aus Frechheit in der Meinung, der von Sickingen behielte gegen die Fürsten die Oberhand, nicht eingestund. Darüber ward Pfalzgraf Friedrich so schellig, daß er ihn gefangen gen Amberg führen und in einen Thurm beim Schlosse werfen ließ, der noch heutiges Tages der Fuchssteiner heißt, und in dem er so lange blieb, bis er den Betrug bekannte und auf die Fürbitten seiner Freunde mit seiner Freiheit begnadigt wurde.

Vier Tage nach seiner Loslassung kamen vom Pfalzgrafen Kurfürsten Schreiben mit der Nachricht an, daß der von Sickingen von einem Schuß aus einem groben Stücke todt geblieben und seine Schlösser eingenommen und in der Fürstenhände geliefert seien. Allda hätte man Briefe von des Fuchssteiner eigner Hand an Franz gefunden, in denen er ihn ermahne, getrost zu sein, das ganze kaiserliche Regiment wolle ihm wohl, und es komme

die Zeit, daß durch sein Vornehmen die Hoffart der Fürsten gedämpft und der ihnen zu Häupten gewachsene deutsche Adel seines unerträglichen Joches erledigt werde.

Der Kurfürst bat demnach seinen Bruder, ihn nicht los zu geben, damit Urtheil und Recht über ihn gesprochen und er nach Verdienst bestraft werde. Er war aber bereits, im Bewußtsein dieses Handels von Pfalzgraf Friedrichs Gebiet entronnen und hatte sich an einem sicheren Orte des Auslandes niedergelassen, wo er lange Zeit darauf, als er gegen andere und selbst gegen sein eigenes Weib so übel, als es nicht zu sagen steht, gehandelt hatte, in Armuth und Elend starb. Im Jahre 1524 ward zu Nürnberg ein Reichstag gehalten, auf dem Pfalzgraf Friedrich als Vormund der unmündigen Herren erschien.

Es kamen auch die drei vereinigten Fürsten dahin, um Rechenschaft wegen des Krieges gegen Franz von Sickingen abzulegen und beschwerten sich heftig über das Regiment, daß es sein Ansehen nicht gebraucht und seinem Amte genügt, sondern dem von Sickingen zuviel nachgesehen habe.

Es wurden auch Einige aus ihm entfernt und am Ende der Beschluß gefaßt, daß sich sowohl das kaiserliche Regiment als das Reichskammergericht, wie es geschah, nach Eßlingen begebe. Zu diesem Reichstage

kamen nach Nürnberg die beiden Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern, die schon damals im Sinne hatten, die kaiserliche Würde an sich zu bringen und dem Hause Oestreich zu entziehen, und unter ihren Räthen war einer von Adel Dr. Eck, ein auf alle Sättel abgerichteter Mann, der nur darauf dachte, wie er seinen Herren, besonders dem Herzoge Wilhelm, der von hohem Geiste war, dereinst einen gewünschten Weg finde. Eines Tages hatte er die Fürsten überredet um seiner Absichten willen, den Kurfürsten und seinen Bruder Friedrich zu Mittag einzuladen und sprach er über Tische ein langes und breites von dem Alterthume und der Hoheit des Pfälzischen Geschlechts, dessen Unglück von der nämlichen Zeit an entstanden sei, als Pfalzgraf Rudolph bei der Kaiserwahl seine Stimme lieber dem Herzoge Friedrich von Oestreich als seinem Bruder Herzog Ludwig geben wollen, und also das vorher geringe östereichische Geschlecht zu Ansehen und Vermögen erhoben habe. Er erwähnte auch, wie noch neulich zu hoffen gewesen sei, man werde die Kaiserwürde dem Kurfürsten Ludwig zufallen sehen; es habe aber leider verlautet, daß Seine Gnaden sie standhaft von sich abgelehnt. Was dem Reiche und den Pfalzgrafen aus der erfolgten Wahl eines Kaisers für Nutzen erwachse, der sich niemals lange diesseit des Gebirges aufzuhalten im Stande sei, gehe aus dem Kriege

mit Franz von Sickingen hervor und habe der Kanzler Florentin von Venningen noch vor wenigen Tagen in einer Rede den Ständen kund gethan. Aus Nachlässigkeit sei es dahin gekommen, daß der Kaiser des deutschen Landes und Reiches Sachen durch Ausländer und unserer Sprache unerfahrene Personen verrichten lasse, und seine Unterthanen nöthige, sich durch Dolmetscher mit ihm zu verständigen, oder ihre Heimlichkeiten Unwürdigen, blos weil sie der Sprache kundig, zu vertrauen.

Also mögen die Pfalzgrafen bei Zeiten auf Rath bedacht sein und was seither durch Unfrieden verdorben worden, fortan durch Eintracht wieder einzubringen suchen. Ja, so beschloß er seine Worte, laßt die Namen zwar verschieden bleiben, aber nur Ein Baierisch und Pfälzisch Haus, gleich wie Ein Herz und Gemüth sein, und es wird mit euch allen in Zukunft keine Noth haben.

Es war danach Niemand, der nicht seine Ermahnung zur Freundschaft zwischen den beiden Häusern gebilligt hätte und was ihnen aus deren Gegentheile für Schaden erwachsen, daran hatte wenigstens die pfälzische Seite keine Schuld.

Der Kurfürst vertheidigte nur die Handlungsweise des Pfalzgrafen Rudolph, dem sein Vater Urban der vergänglichen Herrlichkeit der Kur nicht viel von den Erblanden zugelegt habe und meinte, die Pfalz sei damals

schlechten und geringen Vermögens gewesen und wenn sie durch die Pfalzgrafen neuerdings verbessert worden, wisse man wohl, was ihm der nächste baiersche Krieg wieder entzogen habe, zu dem der Vater der Herzöge den Anfang gemacht.

Damit der vom Wein Erhitzte nicht so zu reden fortführe, fiel ihm Herzog Wilhelm in das Wort und sagte: Sie wollten ihre Vorfahren nicht mehr dessen anschuldigen, was die Zeiten mit sich gebracht, und an ihnen nur lernen, die alten Schäden einzubringen. Er und sein Bruder seien in allen Dingen bereit, ihr Leben für die Pfalzgrafen einzusetzen und dieselben sollten befinden, daß sie sich nicht anders stellten, als es ihnen um das Herz sei.

Der Kurfürst und sein Bruder Friedrich verhießen den Herzögen das Nämliche, und so gaben sie einander die Hände, um zu Jedermanns Freude die neue Freundschaft zu bekräftigen.

Eines, sagte Dr. Eck, als man die Punkte, wodurch aller vorige Unwille aufgehoben wurde, auch schriftlich erörterte, sollte man dem noch hinzufügen, daß alle alten Verträge der Vorfahren, sammt Bündnissen und Verpflichtungen in Kraft erhalten blieben; und es geschah ohne Widerspruch nach seinem Willen.

Aus diesem Umstande nahm in der folgenden Zeit

Herzog Wilhelm den Anlaß, nach Kurfürst Ludwigs Tode die Kurwürde für sich zu begehren und, so wie ich später berichten werde, dem Pfalzgrafen Friedrich streitig zu machen.

Nach dieser Vereinigung lud ein Fürst den andern Tag für Tag zu Gaste und weil sie dafür hielten, daß die Freundschaft baufällig werde, unterredeten sie sich nicht ohne Unterlaß von ihren Sachen und ersannen, zu gewisser Zeit und nach der Reihe bei dem Einen oder Anderen, ein Armbrustschießen anzustellen. Das erstemal fand es bei dem Kurfürsten Ludwig zu Heidelberg statt, wohin er, nach dem Schlusse des Reichstags, wieder gezogen und, was zu dem anzustellenden Lustspiele vonnöthen war, besorgen ließ.

Hinter der Stadtmauer zu Heidelberg, nicht weit vom Thore nach Speier, ist eine schöne, große Wiese, auf der, nach dem Berge zu, die Wand und das Ziel angebracht war, nach dem man schießen sollte. Oben auf der Höhe war künstlicherweise ein Springbrunnen, der Wasser von sich gab, und wo die Schützen saßen, hatte man, damit ihnen die Sonne am Sehen und Zielen nicht schädlich wäre oder der Regen sie behinderte, in selber Stunde Gezelte und Hütten aufgeschlagen.

Dabei kamen als gebetene Gäste, zwanzig Fürsten, viele Grafen und Freiherren, so wie eine große Anzahl

Bürger aus der Umgegend zusammen und hatte man denen, die das Beste im Schießen thaten, gewisse Gewinnste bestimmt. Damit nicht gesagt werde, man wende nur wegen des Spieles so große Kosten auf, und zu Verhütung der schon ergehenden Rede, es wäre unglaublich, daß so viele Fürsten um keines anderen Zweckes willen als der Kurzweil zusammen kämen, verordnete man, daß hinfort das gleiche Volltrinken nicht mehr gelten und keiner es dem anderen mit ganzen oder halben Zutrinken, so wenig wie mit Worten oder Winken oder sonst einem Zeichen zumuthen solle; es vielmehr jedem freistehe, so viel, als seine Natur vertrage, zu sich zu nehmen.

Das war gewiß eine heilige Satzung zu nennen; es ist aber eine Schande, daß man es schreiben soll, wie lange daran festgehalten wurde. Dieses böse Laster des Trinkens ist bei den Deutschen so tief eingewurzelt, daß ihm niemals abzuhelfen gewesen. Ja, es ist damit so weit gekommen, daß es nicht mehr für ein Laster, sondern für eine Ehre gehalten wird, wenn Einer recht wohl trinken kann und wer es nicht begeht, wird bei Gastereien durchgehechelt und ausgelacht, sowie vor Zeiten bei den Milesiern derjenige nichts galt, der rechtschaffen handelte.

Dieser fürstlichen Lust zuzusehen, war auch der treffliche und wahrhaft heilige Bischof von Freisingen, Phi-

lipp, von Geschlecht ein Pfalzgraf, angekommen, dem es allerdings mehr darum zu thun war, unter den Brüdern und Bruders Kindern Einigkeit zu stiften, als sich zu kurzweilen. Desgleichen drängte ihn sein Herz, wo möglich noch bei Zeiten den großen Angelegenheiten vorzubeugen, die er kommen sah, wenn sein Bruder, der Kurfürst, der ohne Gemahlin und Erben war, mit Tode abging. Sein Vater, Kurfürst Philipp, hatte zwar in seinem Testamente bestimmt, daß für diesen Fall die Kurwürde sammt der Pfalz dem Pfalzgrafen Friedrich zufalle; es waren aber Einige, die dem Herzoge Otto Heinrich und dessen Bruder Pfalzgraf Philipp einredeten, daß beides wegen des Rechtes der Erstgeburt ihnen gehöre. Die goldne Bulle schlägt nach Absterben der Kinder den nächsten Erben zur Erbfolge vor, und da ihr Vater, Herzog Georg, älter als sein Bruder Friedrich gewesen, hätten die Kinder auch in solchen Rechten dem Vater nachfolgen sollen, und hatten mehrere deutsche und welsche Rechtsgelehrten ihr gleiches Dafürhalten aufgesetzt. In der Besorgniß, es möge dieser Handel dereinst zu einem bösen Streite gedeihen, ließ der fromme Bischof nicht ab, den Brüdern und Bruders Kindern einen gütlichen Vergleich anzurathen und erlangte er nach vielen Mühen soviel von den Betheiligten, daß Pfalzgraf Friedrich zwar dem Bruder in der Kur folgen, darauf aber Herzog

Otto Heinrich, Philipp und Wolfgang, einer nach dem andern, unter gewissen Bedingungen erben sollten. Nach dem dieses gute Werk vollbracht worden, außer dem der Pfalz nichts heilsameres hätte widerfahren können, und sobald Spiel und Kurzweil zu Ende war, zog jeder mit Freuden zu den Seinen heim.

Nicht viele Tage später stellte Pfalzgraf Friedrich, an den nun die Reihe war, zu Amberg, fast mit derselben Ausrüstung, ein Armbrustschießen an, und es waren nur nicht so viele Fürsten gegenwärtig, weil die meisten derer, die zu Heidelberg gewesen waren, mit ihren Landen und Herrschaften etwas weit ablagen.

Herzog Ludwig von Baiern und die anderen Fürsten verschoben es bis auf das künftige Jahr 1525; es brach darüber aber das große Unglück ein, das fast ganz Deutschland in Trauer versetzte und es leicht hätte ganz zu Trümmern gehen lassen.

Dasselbe nahm seinen Anfang vom Aufruhr der Bauern, die sich zuerst im Hegau über den allzuharten Druck ihrer Herrschaften beschwerten, und damit sich der gemeine Mann der unbilligen Last entbräche, griff er zu den Waffen. Auch brachten sie, da ihrer Viele waren, die benachbarten Algauer mit auf, diese wieder andere und so fort, bis das ganze Oberdeutschland von der Unsinnigkeit zu allerlei Unthaten angesteckt war. Die Unterthanen

unterstanden sich, ihre Herren und Vorgesetzten, wie sie sie nannten, an unbillige Verträge zu binden, vertrieben sie, damit nicht zufrieden, aus ihren Herrschaften, drohten ihnen den Tod, brachten Einige um, beraubten Schlösser, Klöster, Kirchen, rissen sie ein, brannten sie ab und thaten nicht anders, als wie es der ärgste Feind in grausamen Kriegen zu machen pflegt. Sie brachten es mit ihrem Wüthen und Toben auch so weit, daß die meisten, sonst herzhaften Fürsten, Grafen und der ganze Adel, sowie insonderheit die Geistlichen vermeinten, es wäre gar um sie geschehen.

Nichts destoweniger erweckte Gott, der so etwas wider die von ihm eingesetzte Obrigkeit nicht ungestraft geschehen läßt, einige Fürsten, die die vom Adel und so viele Bürger sich noch nicht hatten verführen lassen, zu Hülfe nahmen, und mit denselben die aufrührerischen Bauern angriffen, in die Flucht trieben, unzählige erschlugen und sie also dämpften.

Einer darunter war Kurfürst Ludwig, zu dem sich eine Menge Fürsten, Grafen und Vornehme nach Heidelberg gerettet hatten, und der dabei, was einem frommen Landesfürsten zukommt, that. Ich habe diesen traurigen Handel in einem besonderen Buche beschrieben und brauche sein also nur insofern zu gedenken, als es Pfalzgraf Friedrich angeht. Wie hoch der Pfalzgraf auch im

Nordgau oder der alten Pfalz von den Seinigen gehalten wurde, hatte er doch gemerkt, daß sie nicht allerwegs still sitzen würden, da die Bauern des nächstgelegenen Bisthums Eichstedt sie aufwiegelten. Er erkannte also, wie viel daran gelegen sei, ihnen zuvorzukommen, sammelte schnell so viele Reiter als zu haben waren, nebst einigen Rotten Fußvolkes, auf die er sich verlassen durfte und denen er etliche Feldstücke anvertraute und zog mit ihnen wider die Bauern aus, die, wie es hieß, in großer Anzahl in dem Stifte versammelt waren. Er schlug sein Lager nicht weit von ihrem Lager, neben dem Städtchen Freistedt auf, steckte absichtlich einen größeren Raum ab, als nöthig war und wollte sich erst des anderen Tages mit ihnen schlagen. Angesehen indessen, daß Einige der Seinen, wegen ihrer geringen und der großen Anzahl der Bauern zu keinem Angriffe rathen wollten, und er selbst von Natur ein frommer, gütiger Herr war, beschloß er, ehe er zum Blutvergießen schreite, Alles zu versuchen.

Er fertigte einige der Seinen an die Bauern ab und ließ ihnen sagen, er wäre des Sinnes und Vermögens in ihrer Nähe, ihrer keinen mit dem Leben entrinnen zu lassen, legten sie nicht sofort die Waffen nieder und kehrte nicht jeder zu den Seinen heim, in welchem Falle er sie aus angeborner Milde verschonen wolle.

Die Bauern begehrten darauf eine Unterredung mit dem Pfalzgrafen und antworteten ihm durch ihre Abgesandten, sie seien zwar bereit, ihm zu gehorchen und von den Waffen abzustehen; bedüngen sich aber aus, daß sie wegen des Geschehenen von ihren Herren nicht zur Strafe gezogen würden. Der Pfalzgraf sagte hinwieder, daß er für einen Anderen nichts geloben könne und verspreche ihnen nur auf Treue und Glauben, ihretwegen das Seinige zu thun, daß sie wieder zu Gnaden angenommen und ihre Verbrechen verziehen würden. Doch gaben die Abgesandten vor, sie dürften den Halsstarrigen solche Zeitung nicht zurückbringen, da sie wüßten, sie würden sich nicht eher aus der Rüstung begeben, als bis man sie der Erfüllung ihres Gesuchs versichere.

So hebt euch von dannen, sprach der Fürst und meldet ihnen, daß der morgende Tag der Sache Richter sein soll.

Die Bauern kehrten traurig heim; und sobald ihm diese Hoffnung fehlgeschlagen war, schwankte der Pfalzgraf nicht länger, sein Glück mit ihnen zu versuchen, obwohl es ihm die Meisten aus dem Grunde widerriethen, daß der Bauern mehr als achttausend sein mochten und er nur dritthalbhundert Pferde mit so wenigem Fußvolk bei sich hatte, daß es zusammen kaum ein Fähnlein war. Er befahl jedoch seiner kleinen Schar, sich um die an-

dere Nachtwache bereit zu halten, daß sie die Feinde im Dunkeln überfielen.

In Erwartung dessen schickte er noch mehrere Leute aus, um zu erspähen, was die Bauern machten, und deren Einer kam bald nach Mitternacht wieder, wo er den Pfalzgrafen, als einen rechten Feldherrn oder Kriegsfürsten, nicht wie die Anderen schlafend, sondern sich mit den Gedanken schlagend antraf, wie er den Feind ohne großes Blutvergießen und Schaden der Seinen zu Paaren triebe.

Ich komme mit der guten Neuigkeit, sprach der Bote zu dem Fürsten, daß die Bauern ihr Lager und Gepäck verlassen und sich durch die Flucht gerettet haben. Der Fürst, der das nicht glauben konnte, erwiderte im Zorn: Du Verräther lügst und sollst mich nicht betrügen; ich will dich hängen lassen. Der Bote erwiderte, das möge er, wenn er ihn auf einer Unwahrheit betreffe, er habe es mit seinen eigenen Augen gesehen.

Ueber diese Antwort ward der Pfalzgraf äußerst froh, als er sie nach weiteren Nachforschungen für die Wahrheit halten durfte, und da auch andere mit derselben Botschaft kamen, verhieß er jenem einen guten Botenlohn, und ließ die Seinen aufwecken, denen er die Sache verkündigte. Sie wurden ebenfalls etwas beherzter, gaben den Rath, den Flüchtigen nachzusetzen, begaben sich

in die Wehr und zu Rosse und zogen fort. Vor dem Schlosse Messingen, das die Bauern eingenommen, befanden sie wirklich, so wie es von den Kundschaftern angegeben war, daß die Bauern die Waffen weggeworfen und sich aus dem Staube gemacht hatten. Nichtsdestoweniger zog der Fürst noch weiter, um die Städte wieder einzunehmen, die von dem Bischofe abgefallen waren und als sie, sich ergebend, um Gnade baten, ließ er ihnen sagen, daß er sich nur gnädigst für sie verwenden könne. Er räumte auch dem Bischofe trotzdem Alles wieder ein, daß ihn Einige ermahnten, die zunächst Neumarkt gelegenen Städte Berchingen und Beilngriese für sich zu behalten.

Damit hatte die Empörung im Nordgau ihr Ende erreicht.

Die übrige Zeit des Jahres brachten Pfalzgraf Friedrich und die anderen deutschen Fürsten zu Hause damit zu, den Aufruhr vollends zu stillen oder ihm vorzubeugen; derweil auf dem Kriegsschauplatze in Italien das kaiserliche Heer bei Pavia den König Franz von Frankreich schlug und gefangen nahm, und derselbe nach Spanien gesendet ward, wo man ihn bis zum nächstfolgenden Jahre 1526 in Gewahrsam hielt.

Im Anfange desselben schrieb Erzherzog Ferdinand einen Reichstag nach Augsburg aus und bewog den

Pfalzgrafen Friedrich darauf wegen Oestreichs zu erscheinen. Insofern ihn so viel wie gar keine Fürsten besuchten, konnte man nichts weiter thun, als den Beschluß fassen, auf einem anderen Reichstage zu Speier zusammen zu kommen.

Mittlerweile hatte Herzog Wilhelm von Baiern erfahren, daß der Kurfürst Pfalzgraf nicht selten seinen Bruder Heinrich in Ellwangen besuchte und kam nun eines Tages auch dahin, um ihm zu vertrauen, was er auf dem Herzen hatte.

Er setzte ihm auseinander, wie gegenwärtig das Reich ohne Kaiser sei, da Karl in Spanien verweile und sich so wenig um Deutschland kümmere, daß seine Abwesenheit im vergangenen Jahre selbst den Bauern-Aufstand möglich gemacht habe, zu dessen Stillung er sich weder mit Worten noch Werken bereit finden lassen. Auch habe Ferdinand dabei nichts gethan, dem doch wegen seines hohen Statthalteramtes ganz Deutschland unterthänig sein und dessen Fürsten sich nach ihm richten müßten, wiewohl er gar nicht von so altem Stamme. Nach seiner Meinung, fuhr er fort, wäre die Zeit genaht, das Reich mit einem Haupte zu versehen, da man sich von Karl nichts zu getröften habe, der wenn er selbst wolle, das Kaiserthum den spanischen Landen nicht vorziehen dürfe oder könne, und man müsse die Gelegenheit

nicht verabsäumen, Ferdinand seiner Würde zu entsetzen und das pfälzische wie baierische Haus empor zu bringen.

Der Kurfürst fragte, wie das geschehen könne, und der Herzog versetzte, indem sie einen römischen König wählten, wie zuvor oft geschehen und wessen sich der Kaiser nicht zu beschweren habe, da es sein Ansehen nicht verringere, sondern blos das derzeitige Regiment und Statthalteramt abschaffe.

Der Pfalzgraf Kurfürst fragte weiter, wen er zu einem solchen Amte für tüchtig halte?

Euch oder euren Bruder Pfalzgraf Friedrich, sprach der Herzog.

Wer wollte uns dazu die Kosten geben, fragte der Kurfürst nochmals, da wir bei einer schon so weit geringeren Würde kaum unsern fürstlichen Stand behaupten?

Die Kosten herbei zu schaffen, erwiederte Herzog Wilhelm, lassen sich tausend Mittel und Wege finden und ich werde euch meinerseits den Rücken halten.

Der Kurfürst wandte beharrlich ein, wie eine solche Sache weder für ihn noch für seinen Bruder tauge, und lehnte sie für seine Person gleich entschieden ab, und nun drückte der Herzog los und sagte, wie es ihm zu Sinne war: Wenn sich also der Kurfürst dessen weigere, solle er aus Freundschaft ihm dazu behülflich sein. Wie-

wohl an Stand und Vermögen der Geringere, wolle er schon zusehen, das hohe Amt zu vertreten, und damit es der Kurfürst nicht umsonst thue, verpflichte er sich, ihm für seinen Beistand hunderttausend Gulden auszuzahlen, bis zu deren Entrichtung er ihm ein fürstliches Amt — dessen Namen mir entfallen ist — verpfände.

Der Kurfürst suchte ihn zwar durch allerlei Vorstellungen von seinem Vorhaben abzubringen. Als aber der Herzog nicht mit anhalten und überreden aufhörte, ihn erinnerte, wie zuträglich es den Häusern Pfalz und Baiern, ja dem ganzen Reiche sei und auch seine Zuversicht aussprach, von den anderen Kurfürsten die Gewährung seines Wunsches zu erlangen, erklärte ihm der Kurfürst, daß wenn es also, wie er hoffe, komme, er auf seiner Seite nichts unterlassen werde, wozu ihm ihre gegenseitige Freundschaft auffordere und was er bei seiner dem Reiche schuldigen Treue zu verantworten im Stande sei.

Herzog Wilhelm dankte ihm auf das freundlichste und meinte nicht anders, als ob er schon am Ziele stehe, indem er seine Worte auch bei den anderen Kurfürsten anzubringen wußte und deren einige nach seinem Willen überreden mochte.

Gleich wie aber nichts so heimlich geschieht, daß es nicht mit der Zeit offenbar werde, waren auch Kaiser

Karl sowohl die Spiele und Versammlungen der Fürsten mit der Vermuthung, daß dahinter etwas stecke, als Herzog Wilhelms Vorhaben mit dem Zusatze zu Ohren gekommen, daß Pfalzgraf Friedrich der Anstifter von Allem sei.

Der Pfalzgraf beschloß eine Reise nach Spanien zu thun, um sich bei dem Kaiser zu entschuldigen, von dem er zugleich die Geldsummen zu erlangen hoffte, die man ihm noch schuldete und fand sich dazu auch durch Frau Leonoren bewogen, die noch bei ihrem Bruder im Wittwenstande lebte, und von der er hörte, daß ihrethalb einige Hoffnung für ihn übrig sei.

Der Unfall des Königs von Frankreich bei Pavia und sein Aufenthalt als Gefangener in Madrid, hatten aber leider alles das zerstört.

Der Pfalzgraf reiste am Osterfeste von Heidelberg ab und sein Bruder Heinrich, Bischof zu Worms, begleitete ihn den ersten Tag bis nach dem Städtchen Oggersheim, das auf dem halben Wege zwischen Worms und Speier liegt. Daselbst zählten wir uns und fanden, daß wir zusammen zwanzig Personen waren, deren vornehmste Georg Freiherr von Heideck, Marschall Wolf von Mühlheim, der Arzt Doktor Johannes Langius, sowohl ein gelehrter Mann als kurzweiliger Gefährte und ich, als Sekretair und Rechnungsführer.

 × Marstall

Des anderen Tages, nachdem die Brüder von einander geschieden waren, kamen wir über Kaiserslautern nach dem Dorfe Kibelberg, wo wir desto lieber übernachteten, als sich die Bauern voriges Jahr nicht allein treu bewährt, sondern auch ihrer Wenige eine Anzahl Aufrührische in die Flucht getrieben und zur Ergebung gebracht hatten. Jedoch hatten wir uns vor einigen Anhängern Franz von Sickingens zu fürchten, dessen geschleiftes und eingerissenes Schloß Marstall nur zwei Meilen von hier lag. Es ward deshalb für gut gefunden, die Bauern die Nachtwacht halten zu lassen, wozu ihnen der Fürst Wein reichen ließ.

Im Städtchen St. Wendel wartete der Erzbischof von Trier auf den Pfalzgrafen, und nachdem sie sich über viele Dinge besprochen hatten, gab er uns seinen Rath Dr. Ulrich zum Gefährten, den er, damit er dem Fürsten nicht beschwerlich falle, nur mit Einem Pferde an den Kaiser abfertigte. Derselbe war zwar ein guter Mann; auf eines solchen Herrn Beutel aber etwas zu karg, und daß er nichts anderes als Obst und Baumfrüchte aß, bekam ihm, wie ich hernach berichten werde, übel genug. Es hatte auch Peter Scherer von dem Fürsten erlangt, daß ein junger Geselle, der Bruder seiner Frau, mit Namen Wendelin, der eben so wenig heim kam, mit unter die Gesellschaft aufgenommen wurde.

Von dem wegen des schönen weißen Brodes, das allda gebacken und der Lasurfarbe, die allda gegraben wird, berühmten lotharingischen Städtchen Walderfingen, kamen wir über Metz gen Vitrich, das Kaiser Karl unlängst hatte schleifen lassen und endlich nach Paris, wo wir die Pferde einige Tage ruhen ließen. Wir erwarteten auch den Johann Maria, einen Italiener, den der Fürst schon lange mit der Anfrage, ob er seine Ankunft gern sehe, an den Kaiser abgefertigt hatte, und als der eben so wenig wiederkam, als schrieb, auch die Rede ging, daß König Franz los sei und Frau Leonoren zur Gemahlin bekomme, schickte er seinen Mundschenk Georg nach Johann Maria aus, um ihm von Allem zu berichten. Wir begaben uns unterdessen vom rechten Wege ab, gen Orleans, Blois und Amboise, da wir gehört hatten, der König komme nach diesen Städten, um seine Andacht gegen die Heiligen an dem Orte zu verrichten, wo er geboren und erzogen war.

Derselbe liegt auf einem hohen Berge, an dessen Fuße ein Wasser von wunderbarer Natur fließt, das, nachdem es kaum eine Meile Weges davon entsprungen ist, im Monat Mai, auf die Dauer von vierzehn Tagen oder längstens drei Wochen, eine unglaubliche Menge Fische, so groß als Bärse, hervorbringt, die so schmackhaft sind, daß ich schwören kann, mein Lebtage keine besseren

gegessen zu haben. Es darf nach Gefallen jeder bis auf etliche Schritte zunächst dem Ursprunge des Wassers darin fischen, welchen Ort man für des Königs Küche und Speisung vorbehalten hat. Das Wasser fließt nicht viel weiter als eine deutsche Meile, worauf es in die Charente fällt, die ihren Lauf durch das Land Saintonges nimmt.

Nachdem wir etliche Tage zu Angoulesme verweilt hatten, erhielten wir die Nachricht, daß der König noch nicht sobald eintreffen werde, weil er ein paar Tage bei seiner Mutter, die ihm entgegengezogen war, in Cognac zubringe, in dessen schönem Schlosse er geboren ist. Pfalzgraf Friedrich hatte dahin seine Fouriers geschickt, um eine Herberge zu bestellen. Als sie aber vor der Menge Volks, das den König zu seiner Wiederkunft begrüßen wollte, keine haben konnten, mußte die Ankunft des Fürsten dem Könige angezeigt werden. Dieser ließ sie sich sehr lieb sein und sagte, daß er zu jeder anderen Zeit eines Unterkommens eher selbst entbehren, als den Pfalzgrafen in solcher Verlegenheit sehen wolle. Da er aber so lange außer Landes gewesen und eine so große Anzahl kranker Leute vorhanden sei, die von ihm geheilt sein wollten, müsse er zu deren Abwartung drei, vier Tage hier verweilen. Komme der Fürst jetzt zu ihm, so werde er ihn, wie er sagte, nicht so herzlich, als er es

begehre und nach Würden halten können, und er lasse ihn ersuchen, seine Ankunft so lange aufzuschieben, bis er seine Obliegenheiten verrichtet habe, und sich in Erwartung dessen auf ein Schloß unfern davon zu begeben.

Das that der Fürst wie billig mit Willfährigkeit, und wir wurden von dem Edelmanne, dem das Schloß gehörte, auf das Fürstlichste bewirthet. Es besuchten den Pfalzgrafen alle Stunden vornehme Edelleute, die der König abgesandt hatte, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und ihm mit Schwatzen und Spielen die Zeit zu vertreiben.

Mit der gedachten Heilungskraft des Königs verhält es sich, wie mir einige hohe Personen gesagt haben, also, daß die Leute mit der Krankheit behaftet sind, die die Griechen χοιρας, die Lateiner struma oder scrophula, zu Deutsch der Kropf, oder das Schwellen unter dem Halse nennen, und das von Niemand als von den Königen von Frankreich zu heilen sein soll, denen ein Heiliger diese Gabe Gottes verliehen hat.

Zu einer bestimmten Zeit des Jahres, wann die Krankheit recht gemein, beichtet der König, reinigt sich so viel wie möglich von aller sündlichen Befleckung, nimmt vier Tage hinter einander das heilige Abendmahl mit Andacht zu sich, und heilt die vor ihm knieenden Kranken ohne Weiteres damit, daß er ihnen in Gestalt

eines Kreuzes an die Hälse greift, was ich wohl oder übel für unwidersprechlich halten muß, da sich eben die königliche Majestät der Sache nicht unterziehen würde, verhielte es sich damit nicht so.

Indem ich dieses schreibe, fällt mir ein, wie es die Könige von England immer denen von Frankreich nachthun wollen und sich nur ausnahmsweise einmal eine kurze Zeit mit ihnen vertragen haben, indem für gewöhnlich eine so bittere Feindschaft zwischen beiden Ländern bestand, daß die Engländer als gute Bogenschützen anstatt des Zieles einen gemachten Franzosen hinzustellen pflegen und die Knaben mit den Worten: lerne die Franzosen recht treffen! mit den Pfeilen danach schießen lehren. So feiern sie unter Anderem nur darum nicht St. Martinstag, weil es die Franzosen thun und etwa auch der heilige Thomas von Canterbury an diesem Tage mit der Märtyrerkrone belegt worden ist.

Der König von England nennt sich sogar einen König von Frankreich und damit es nicht das Ansehen habe, als thue es ihm dieser in etwas zuvor, behauptet er von Gott eine absonderliche Gabe empfangen zu haben, den Krampf und das Spannen der Sennader zu heilen. Zu desto höherem Ansehen demüthigt er sich auch nicht so weit, die Leute mit den Fingern anzurühren, sondern weiht und segnet blos mit besonderen Umschweifen gol-

dene und silberne Ringe, die er entweder verschenkt, oder die die Goldschmiede verkaufen. König Heinrich VIII. verehrte mir, als ich von meinem fürstlichen Herrn einmal an ihn abgesandt worden war, deren an die sechzig Stück, und ich muß von der Wirkung, die sie gehabt haben, diejenigen urtheilen lassen, denen ich sie wieder geschenkt habe. Ich wundere mich bei der Sache nur, warum die Könige von England, die sich doch auch für Könige von Frankreich ausgaben, nicht auch die Kröpfe selbst heilen und ihr Recht zur französischen Krone damit bethätigen?

Sobald König Franz mit seinem Heilen zu Ende war, ließ er den Pfalzgrafen durch die vornehmsten Herren seines Hofes, darunter einige Cardinäle, nach seinem Schlosse holen, wo er ihm aus seinem Gemache entgegen kam und ihn freundlichst bewillkommte. Bei Gelegenheit seiner vorhabenden Reise nach Spanien sagte er, wie er sich von Herzen freue, wieder aus dem Lande gekommen zu sein und nicht glauben könne, daß ein noch unfreundlicheres Volk unter der Sonne sei. Sie haben ihm nicht einen Augenblick frei gelassen, ohne nachzusehen, was er mache und ihn bei Tag und Nacht mit Luchsaugen bewacht, damit ihm ja nichts mangele oder zu viel sei. Spanien habe ihm deshalb so wohl gefallen, daß er künftig lieber des Todes sein, als den Leu-

ten noch einmal in die Hände fallen wolle, und es sei ihm nicht wenig leid um seine jungen Herren, die er habe müssen zu Geißeln stellen.

Er hoffe, der Kaiser werde sie ihm mit seiner Gemahlin Leonore, die vielmehr die des Pfalzgrafen hätte sein sollen, bald nachschicken, und bitte seinen Vetter, dies, so wie er zu ihm komme, nach besten Kräften zu befördern.

Er sprach darauf noch viel von seiner Haft und Erledigung, befahl den Fürsten in die Gemächer zu bringen, die er ihm auf dem Schlosse hatte zubereiten lassen und erlustigte ihn ein paar Tage mit Jagden und Gesprächen. Als der Fürst ihn endlich um seine Entlassung bat, bewilligte er sie ihm nur unter der Bedingung, daß er auf der Rückkehr wieder bei ihm zuspreche und gab ihm einen Edelmann zur Begleitung mit, der uns an allen Orten, wohin wir unterweges kamen, Herbergen bestellte und den Obrigkeiten befahl, uns nicht anders als ob es der König selbst wäre, zu empfangen.

Am Tage nach unserem Aufbruche von Cognac kamen wir zu dem Santoingischen Vorgebirge, an dem die etwas weit ins Meer hinausragende Stadt Blaye liegt.

In dieser Stadt befindet sich das Grab des tapfern Roland, der Kaiser Karls des Großen Schwester Sohn

und der erste Pfalzgraf gewesen sein soll, und wie wir vernahmen, war König Franz, der ein Freund von Alterthümern ist, bei seiner jetzigen Rückkehr aus der Gefangenschaft in Blaye in das Gewölbe hinunter gestiegen, wo Roland und Oliver, sowie zwischen beiden der heilige Romanus, in nicht allzugroßen Grüften ruhen, um zu erfahren, ob Roland wirklich von so großer Körperlänge, als ihn die Sage macht, gewesen sei. Er befahl, von seinem Leichensteine ein Stück abzuschlagen, sah hinein und ließ es alsobald mit Kalk wieder zustreichen, ohne ein Wort zu äußern, damit es nicht scheine, als habe er sich dieses Dinges vergeblich unterfangen.

Da der Pfalzgraf bei seinem gegenwärtigen Aufenthalte ebenfalls Verlangen trug, das Grabmal zu besichtigen, ging er mit mir und Dr. Johann Langius dahin. Dieser, der sowohl als ich alles gern recht gewußt hätte, fragte den Mönch, der uns führte: ob Rolands Gebeine noch zusammen in dem Grabe und von einer solchen Größe wären, als er gewesen sein solle? Der Mönch antwortete: es sei allerdings der Fall und wir sollten uns nicht anfechten lassen, daß der Leichenstein so kurz. Die Gebeine seien erst viele Jahre nach der Niederlage bei Roncesvalles an den Ort geschafft worden, als bereits Fleisch und Adern verwest, nichts mehr zusammen gehangen habe, und alles nur zusammen gebunden ge-

wesen. Die noch unversehrten Schienbeine seien gerade so lang als das ganze Grab.

Wie hätten wir uns nun nicht auf das Aeußerste über Rolands Größe wundern sollen, da also, nach der Ausmessung des Grabsteines, ein Schienbein wenigstens drei Schuhe lang gewesen war! Auch hegten wir noch deshalb unsere Gedanken, als der Fürst mit dem Mönche davon ging und uns allein stehen ließ. Wir fragten einander zu gleicher Zeit: ob wir nicht das Stück des Grabsteines wieder aufreißen sollten, dessen frischer Kalk noch nicht hart und fest geworden war? Gesagt, gethan! wir griffen es an und das Gestein ließ sich bald soweit gewinnen, daß wir in das Grab sehen konnten. Es war darin nichts weiter als ein Häuflein Gebeine oder Knochen, kaum zwei Fäuste groß, vorhanden und als wir dieselben von einander thaten, fand sich kaum ein Bein, das so lang wie ein Finger war, vor. Wir legten sie wieder zusammen, wie sie zuvor gewesen waren und belachten die Unwissenheit oder unverschämte Lügenhaftigkeit des Mönchs.

Von Blaye fuhren wir zu Schiffe nach Bordeaux, der schönen Hauptstadt des Landes Aquitanien, wo wir den Johann Maria und Georg zusammen antrafen, welcher letztere uns berichtete, daß der Kaiser aus dem diesseitigen Spanien nach Granada unterweges sei und

Frau Leonore mit den königlichen jungen Herren sich bereits Frankreich nähere.

Darüber ward der Fürst zweifelhaft und stellte er, um ihr nicht zu begegnen, seine fernere Reise durch die Gascognische Wüste an.

Als wir uns den Mauern der Stadt Bazas näherten, schwazte ich mit Dr. Langius zum Zeitvertreibe von dem Pastor Ansonius und sang und rezitirte einige seiner Verse. Das vernahm Jemand, der uns aus Bordeaux gefolgt war und sich allezeit mit Fleiß nahe zu uns gehalten hattę. Der sprach: Ich merke, daß ihr ein besonderes Gefallen an den lustigen Versen unseres Poeten tragt, dessen Vorfahren dieses Städtchen bewohnten, das ihr vor euch seht. Er selbst ist, wie er in dem artigen Verse:

Vasates patria, sed Lare Burdigala

zu verstehen giebt, in Bordeaux geboren.

Ich antwortete: Es sollten alle Franzosen diese Stadt in Ehren halten, weil eines so trefflichen Poeten Vorfahren darin gewohnt haben. Man muß es aber den Musen danken, die ihn lieber haben in der herrlichen Stadt Bordeaux geboren werden lassen, als an dem wüsten unfruchtbaren Orte Bazas. Indem wir von Bordeaux hierher kommen, will es uns nicht anders bedünken, als habe sich jene lustige Landesart wie mit einem

Zauberschlag in die kimmerische Wildniß dieser Heide verwandelt, in der man weder Bäume noch Kräuter, weder Laub noch Gras, erblickt. Nur das Farrenkraut ist in Menge vorhanden und fast alles damit bedeckt.

Wächst das Farrenkraut auch in Deutschland? fragte er.

Ja, freilich, sagte ich, zu Zeiten selbst in großer Menge, besonders an den Orten, wo man Gehölz niedergehauen oder weggebrannt hat.

Und wozu braucht man es? fuhr er fort. Zu ganz und gar nichts, meinte ich, wozu sollte man ein so geringes, verachtetes Kraut brauchen, von dem der unverdrossene Naturkündiger Plinius schreibt, daß es weder Blumen noch Samen bringe.

Darüber lachte der Mann freundlich und sagte: Es ist hier nicht der Ort, mein lieber Freund, des Weiteren von Plinius zu reden, sonst wollte ich euch darthun, daß er nicht viel verstanden, oder, gelind ausgedrückt, nicht den gebührenden Fleiß an die Sache gewendet hat. Er meint, ihr genug gethan zu haben, wenn er von allen Orten zusammenträgt, was Andere geschrieben haben und ein gestücktes Werk daraus verfertigt, derweil er nicht einmal weiß, daß die Erdbeeren, sowie das Farrenkraut, allerdings Samen tragen.

Er nahm einen Stengel des Krautes, das haufenweise um uns stand und wies uns an allen Blättern

kleine Blattern, die die Blüthe seien und aus denen zu Anfang des Herbstes Körner würden, die man, wenn man ein Tuch oder Becken unterlege, mit leichter Mühe sammle. Er sagte auch: das Farrenkraut giebt uns Brennstoff, wir decken Hütten und Häuser damit und aus der Asche macht man das Glas, das wir in Frankreich gebrauchen und aus dem der König große Einkünfte zieht. Es hat überdies noch eine verborgene Kraft, die ich euch nicht entdecken will, weil ihr so vorschnell gewesen seid, es als nutzlos zu verdammen. Ich ging ihn zwar dringend an, es mir zu vertrauen und erbot mich zum Widerruf, da ich mich selbst erinnere, von alten Weibern gehört zu haben, wie gut es zu Zaubereien zu gebrauchen sei. Er weigerte sich aber standhaft, bis wir nach der Stadt kamen, wo er unter dem Vorwande, bei einem guten Freunde vorzusprechen, von uns Abschied nahm. Wir kehrten in einem Wirthshause ein, und bald hernach, als es Zeit zur Abendmahlzeit war, kam er wieder und brachte Wein, großen Staudensalat, Melonen und Pfeben mit, was er alles dem Fürsten verehrte, der ihn zur Tafel bat und behielt.

Ich freute mich darüber und sagte meinem Herrn ins Ohr, was er uns auf dem Wege vom Farrenkraute vorgeschwatzt, indem ich ihn bat, das Geheimniß, das er uns nicht wolle wissen lassen, zu erforschen. Der Fürst

erfüllte auf der Stelle meinen Wunsch; der Fremde sagte aber wieder mit Lachen: Wer das Farrenkraut so verachte, sei des Geheimnisses nicht werth, ich solle mir nur gesagt sein lassen, daß hinter dem Farrenkraute eine solche Kraft und Tugend stecke, derenthalb, wenn es die Weiber in Deutschland und die Männer in Spanien wüßten, sie es höher als Gold achten würden. Er bat uns, das Farrenkraut zu lassen, wie es sei und begann allerlei zu fragen, wie es um die Religion und sonst in Deutschland stehe. Ich gab ihm einigen Bericht und als die Nacht angebrochen war, nahm er von uns Abschied und verfügte sich nach Hause.

Frühmorgens stellte er sich unversehens nochmals ein, als wir uns schon zum Fortziehen fertig gemacht hatten und hätte gern weiter von Religion gesprochen, sowie er auch zu Gott wünschte, uns nach Spanien begleiten zu dürfen.

Da sagte ich zu ihm: Wir haben euch nichts vorenthalten, was ihr von uns zu wissen begehrt und wir in der Kürze der Zeit thun können. Ihr bezeigt euch aber nicht dankbar, daß ihr uns die Heimlichkeit des Farrenkrautes nicht vertraut.

Ihr thut recht daran, mich zu erinnern, sagte er, sonst hätte ich es vergessen und ihr wärt ohne Bericht von dannen gezogen. Und er umfing mich freundlich und

entdeckte mir den Handel mit wenigen Worten, worauf er uns fast mit weinenden Augeu verließ und eine glückliche Reise wünschte.

Wir zogen fort und kamen durch einige geringe Städtchen gen Bayonne, wo wir mehrere Tage verweilten und allerlei Küchengeschirr, Tische, Bänke, Töpfe, Tiegel, Bratspieße, Pfannen, und was sonst zum Kochen gehörte, einkauften.

Spanien ist ein so unfreundliches Land, daß, wenn man dergleichen nicht mit sich führt, man nur mit Salat, den man auch nicht allerwegs haben kann, vorlieb nehmen muß. Kömmt man in die Herberge, deren blos Eine in jeder Stadt ist, so findet man ein Bockshorn an die Wand genagelt, woran man das Pferd bindet. Fordert und begehrt einer etwas, so heißt es: Geht auf den Markt. Bittet man eine Magd oder einen Knecht mitzugehen, oder es durch dieselben holen zu lassen, so erhält man die Antwort: Gehe selbst, ich habe mein Gesinde nöthig.

Es darf auch Niemand nach Hafer, Häckerling und Heu fragen, was in Spanien nicht zu finden ist. Gerste kann man haben und damit die Pferde füttern; sie müssen aber mit der bloßen Erde ohne Streu vorlieb nehmen. Statt des Bettes oder Kissens muß man sich bei den Nachbarn für Geld eine Matratze leihen und ebenso

sein eigener Koch und Diener sein, da man vom Wirthe nichts als Essig und Baumöl erlangen kann.

Dies ist die Weise der spanischen Bewirthung. Als unser Fürst zu Bayonne vernahm, daß Frau Leonore unweit der Stadt Vittoria mit den königlichen jungen Herren angekommen sei, wollte er ihr mit Fleiß nicht begegnen und beschloß, seine Reise durch das Königreich Navarra zu nehmen.

Die erste Nacht kamen wir in ein kleines Dorf, Anjou genannt, am Fuße der Pyrenäen, und hätten uns ungegessen müssen schlafen legen, wenn wir nicht Speisen bei uns gehabt hätten.

Ich hatte zu Bayonne für fünf Batzen einen Karpfen von sechsunddreißig Pfund gekauft, den ich auf einem Maulesel zerstückt nachtragen ließ und habe mein Lebtage keinen wohlschmeckenderen Fisch gegessen.

Des anderen Tages erreichten wir die Höhe des Gebirges, das so hoch und jähling zu ersteigen war, daß wir von den Rossen absitzen mußten, wollten wir nicht Gefahr laufen, rücklings herunter zu fallen. Wir wunderten uns, wie vor zwei Jahren das französische Kriegsvolk habe hier durchkommen und großes Geschütz fortbringen können und sahen auf der Höhe noch einige zerbrochene und gesprungene Stücke liegen. Hinter der Hauptstadt des Königreichs Navarra, Pampelona, zo-

gen wir über ein Feld, auf dem noch viele Gebeine von Franzosen lagen, die hier in vorigen Jahren erschlagen worden waren.

In dem Städtchen Cervera wollte der Fürst am Frohnleichnamstage still liegen, damit die durch die Hitze abgematteten Pferde wieder zu Kräften kämen. Da sich aber die Obrigkeit befahrte, wir möchten zu lange bleiben, kamen sie zum Fürsten und baten ihn wieder aufzubrechen, damit durch unser Zehren Brod und Wein, wie auch andere Speisen nicht vertheuert würden. Ich glaube, sie fürchteten, sobald es uns an Speise mangele, fräßen wir sie selbst auf, denn als sie sahen, wie viel und mancherlei Speisen für so wenig Leute angerichtet wurden, liefen sie von allen Seiten zusammen und drangen fast mit Gewalt ins Haus, um uns zu Mittag und Abend essen zu sehen.

Als wir das Städtchen wieder verlassen hatten, erreichten wir vier Meilen davon ein Dorf, Matalebres, wo die Bauern, gleich wie Weiber, Jungfrauen und Knaben sich nackend geißelten, auf den Rücken hieben, als ob es vom Scharfrichter geschehe, und auf dem Felde schreiend herumliefen: Barmherziger Gott! gieb uns Segen! was gar erbärmlich anzusehen war. Sie sagten, es habe in sieben Monaten nicht geregnet und die Saat verdorre allerwegs.

Spanien pflegt überhaupt nicht fruchtbar zu sein,

wenn im April und Mai kein Regen fällt. Geschieht dies, so erhalten sie für's ganze Jahr Früchte genug. Wo nicht, haben sie Theurung.

Sobald unser Fürst in das Dorf kam, bedeckte sich der Himmel mit Wolken und es erfolgte Regen. Darüber riefen die Bauern, der Fürst bringe ihnen die Gabe Gottes mit, rühmten ihn höchlich und verehrten ihm Kirschen, Rebhühner, Hennen und dergleichen.

Frühmorgens brachen wir wieder auf und kamen in das reinliche Städtchen Gomorra, das dem Cardinal von Toledo zusteht, wo uns die Hitze alle Lust zum essen benahm und wir nur immer trinken mußten.

Der Fürst dachte auf mancherlei Mittel, wieder Lust zum essen zu bekommen und fragte unter anderem den Wirth, ob keine Butter zu kaufen sei?

Der sagte: allerdings! und wandte sich mit den Worten zu mir: wenn ich gesagt habe, daß in Spanien keine Butter zu haben, möge ich nur hingehen und so viele kaufen, als man auf einem Maulesel fortbringen könne, auch dafür sorgen, daß er alle Tage weich gesottne Eier habe.

Ich gehe mit dem Manne, der mich zu einem Würzkrämer bringt, und als ich nach Butter frage, antwortet dieser: er habe ein wenig; wie viel ich ihrer wohl bedürfe? Ich sage, zwei- oder dreihundert Pfund, und er

fragt verwundert, wozu die dienen sollen? Zur Speise und in die Küche, sage ich und erhalte den Bescheid, ganz Castilien habe nicht so vielen Buttervorrath. Wenn man deren haben wolle, müsse man nach Estremadura gehen, da sei Viehes genug. Hier zu Lande wachse weder Gras noch Kraut und müsse man an anderen Orten Butter kaufen, die man hier zu weiter nichts als dazu gebrauche, die Pflaster zu Schwären damit zu bestreichen.

Er brachte eine Ziegenblase mit Butter herbei, die mehr wie Salbe aussah und betheuerte, daß dies sein ganzer Vorrath sei. Ich lachte darüber wie der Fürst, als ich mit meinem Berichte zu ihm kam.

Eines anderen Tages war in einem anderen Städtchen der hier zu Lande auch vorherrschende Holzmangel so groß, daß wir dessen nicht einmal zum Kochen haben konnten, und ging der Koch mit mir von ungefähr auf einen hohen Berg, wo wir in eine Kapelle traten. Das Dach derselben war gestützt und als der Koch ein Holz wegnehmen wollte, fiel es ganz und gar ein, so daß nicht wenig fehlte, es hätte mich getroffen, und wir uns ohne Holz aus dem Staube machen mußten. In diesem Städtchen fanden wir auch kein Brod.

In einem großen Dorfe bat ich den Wirth mit uns zu essen und bei der Gelegenheit überfüllte er sich mit

dem, was wir ihm vorlegten, dergestalt den Magen, daß er hätte bersten mögen und immerfort schrie: der Leib wolle ihm zerspringen! Das Weib lief vor die Obrigkeit und klagte uns an, wir hätten ihren Mann mit Gift vergeben. Sie traten zu ihm und befragten ihn; er entschuldigte uns aber und sagte, er trage selbst die Schuld, weil er zu viel gegessen habe. Sie lachten über ihn und gingen von dannen.

Bisher hatten wir im Reisen den Brauch gehalten, früh aufzubrechen und im Durchschnitt vier Meilen Vormittags zurück zu legen; während wir, zu Vermeidung der Hitze, die übrige Tageszeit in den Herbergen zubrachten. Als aber der Fürst bedachte, eine wie große Reise er noch vor sich habe und wie langsam es fortgehe, beschloß er, eine Aenderung zu veranstalten, der zufolge wir um die vierte Stunde des Nachmittags wieder zu Pferde stiegen und, bis es Nacht wurde, drei bis vier Meilen weiter ritten. Dies führte die Ungelegenheit mit sich, daß das Küchenzeug nicht mit fortzubringen war und die Maulesel uns nicht zu rechter Zeit folgten, wogegen der Fürst anordnete, daß Abends zuvor einige Hühner und anderes Fleisch gebraten wurde, das die Maulesel die Nacht über an den zur Mittagsmahlzeit bestimmten Ort brachten und allda hinterließen, um ihren Weg ununterbrochen bis zum nächsten Nachtlager fortzu-

setzen, wo sie den Tag über ruhten. Konnten wir über dies noch etwas in den Wirthshäusern haben, so waren wir zufrieden.

So kamen wir des ersten Tages zu einem großen Dorfe, Maron genannt, und wurden von den Alguacilen oder Amtsdienern in dem Hause eines reichen Mannes untergebracht, der uns freundlich aufnahm und einlud, sein Eigenthum zu gebrauchen, als ob es unser wäre. Unter anderem brachte er einen silbernen Becher hervor, woraus wir trinken sollten. Wir wunderten uns über solche Gutwilligkeit, und als er mit dem Fürsten zu Mittag gegessen hatte und sah, daß wir unsere Sachen wieder aufluden, nahm er den Becher und schloß ihn in seinen Kasten. Das nahm Einer der Unsrigen wahr, der dazu schwieg, weil er nichts Arges vermuthete. Als der Abend kam und wir uns zur Weiterreise anschickten, forderte der Wirth seinen Becher wieder.

Wir sagten, er habe ihn bekommen, er läugnete es aber standhaft und rief die Obrigkeit an, uns nicht eher fortziehen zu lassen, bis wir den Becher bezahlt hätten. Was ließ sich dabei thun? Der Fürst war zwar unwillig genug, wußte aber fast nicht, was er antworten sollte. Er fragte bald den Einen, bald den Anderen, ob er nicht wisse, wo der Becher hingerathen? bis der dazu kam, der gesehen hatte, daß der Wirth ihn einge-

schlossen. Er sagte dies sogleich aus und deutete mit den Fingern auf den Kasten, in dem der Becher sich befinde.

Der Wirth kreuzte und segnete sich und schwur bei allen Heiligen und den vier Evangelien, der Mensch lüge; er sei viel zu ehrlich, so etwas zu thun und wenn man ihm ganz Spanien dafür biete.

Der Fürst schwieg still, weil er sich vor dem Ansehen des Mannes scheute und hatte sich schon darein ergeben, den Becher zu bezahlen. Da rief Georg, der Schenke, der nach seiner Gewohnheit betrunken war: man solle den Kasten öffnen, so werde es sich zeigen, wie es um den Diebstahl beschaffen sei.

Das wollte der Wirth durchaus nicht, indem er vorgab, er habe allezeit mehr Glauben bei den Seinigen verdient, um eines Bechers halb in Streit zu gerathen. Er stelle es dem guten Willen des Fürsten anheim, den Becher zu bezahlen oder nicht, und fordere so wenig mehr etwas, als er den Kasten öffnen werde, damit er nicht den Anschein habe, an einer so sicheren Sache zu zweifeln.

Darauf überlief ihn der Schenke wie rasend mit dem Dolche und schwur, er werde den Kasten in kleine Stücke zerschlagen, öffne er ihn nicht alsobald.

Er zauderte noch immer, und nun rief der Alguacil

sein Weib herbei, und befahl ihr, den Kasten aufzuschließen. Sie gehorchte und der Becher fand sich vor.

Wir setzten uns, darüber froh, zu Pferde und ließen den Wirth mit seinen vielen Entschuldigungen stehen, indem uns der Fürst befahl, in Zukunft keine silbernen Becher mehr zu leihen.

Wir reisten durch einige Dörfer des Grafen Heinrich von Nassau und erreichten über den wegen seines rothen Weines berühmten Flecken Santorquato, die Stadt Ocana, in der köstliche Handschuh gemacht werden und die fast so groß wie Nürnberg ist. Wir mußten hier wegen des Fürsten, der am Stein litt, einen Tag still liegen und da gegen solche Gebrechen nichts leichter als ein Bad hilft, in der ganzen Stadt aber wegen des Holzmangels keine Wanne zu finden war, mußte man ein großes thönernes Gefäß kaufen, das man in der Mitte aufschlug und worinnen erst der Fürst, nach ihm unser sieben zugleich badeten.

Solche thönerne Gefäße werden zu Santorquato und zwar so weit gemacht, daß sie zuweilen ein Fuder Wein halten.

Die folgende Nacht blieben wir in dem großen Dorfe Templeque bei einer Wittwe, deren Mann von der Inquisition unlängst, als der Maronischen Sekte verdächtig, verbrannt worden war. Es verhält sich mit dieser In-

quisition dergestalt, daß wenn jemand von dem oder jenem vor den Richter angeklagt wird, man ihn sofort gefänglich einzieht und zuweilen bis in den dritten Monat seiner Freiheit beraubt hält, ohne ihm einen Grund dafür anzugeben. Nachher sagt man ihm, weil er dies oder das gethan oder gesagt, sei er von der heiligen Inquisition eingekerkert worden. Läugnet er, so wird er verbrannt und behalten die Seinen sein Vermögen. Bekennt er und bittet um Gnade, so verliert er seine Güter und behält zwar sein Leben, muß es aber auf den Galeeren oder in ewigem Gefängniß zubringen. Nur sehr wenige kommen durch Bitten guter Freunde davon, und was das Allerunbilligste, es wird kein Ankläger dem Beklagten genannt oder vorgestellt. Das einzige Mittel sich zu retten ist, daß der Gefangene sagt, er habe Feinde, von denen die falsche Anklage herkomme, und wenn unter denen, die er als solche nennt, die Ankläger sich befinden, werden die Nachbarn über sein Leben befragt. Steht es damit recht und ist er von dem Verdachte der Ketzerei frei, so läßt man ihn wieder los. Wer also verdammt worden ist, dessen Handel wird zur ewigen Schande seiner Familie mit großen Buchstaben in ein leinen Tuch gewirkt, oder gezeichnet und an der Decke der Kirche aufgehangen und dessen Güter fallen den Richtern zu. Dem Bischof eines Ortes ist es die

größte Ehre, wenn man von ihm sagen kann, daß darin zu seiner Zeit viele Menschen verbrannt worden seien.

Die erwähnte Wittwe bewirthete uns nach ihren Kräften wohl und ehrlich und schickte dem Fürsten später ihren Sohn gen Granada nach, damit er durch Fürbitte bei dem Kaiser bewirke, daß das Tuch ihres Mannes wegen weggenommen werde, welche Vergünstigung aber nicht zu erlangen war.

Des folgenden Tages war unterwegs eine solche Hitze, daß unsere Eselführer vor Mattigkeit auf der Stelle umfielen, und da auch der Koch, der Schenke und einige Diener heftig erkrankten, mußte der Fürst, bis sie sich mit Hülfe unseres Aeskulaps, Dr. Johann Langius, wieder erholten, einen Tag im Dorfe Villa Harta still liegen.

Als wir noch eine Weile weiter gezogen waren, erinnerte man uns, uns mit Lebensmitteln und Fütterung zu versehen, weil wir einen weiten Weg vor uns hätten, auf dem weder Dörfer noch Flecken und nur einige von den Königen erbaute Häuser zu finden wären, in denen sich die Reisenden bei Regenwetter aufhielten. Dieselben nennen die Spanier Venten, und es wird zuweilen ein Wirth, zuweilen auch keiner darin angetroffen.

Unter solchen Umständen ward ich vorausgeschickt und nachdem ich viele unbewohnte Oerter durchzogen war, kann ich zu einer Venta, die Evoëlla hieß und in

der mir ein Mann, der zugegen war, sagte, er habe sowohl Raum und Futter genug für unsere Pferde, als auch guten frischen Wein, soviel wir begehrten, und wolle uns alsbald gesalzen, geräuchert und gekochtes Wildpret auftragen. Ich bat ihn, mir vorerst etwas zu geben, was er that und setzte mich, als er fortging, um zu essen hin. Es schmeckte mir sehr wohl und als der Wirth wieder kam, brachte er eine Pfeife oder irdenen Topf voll rothen nur wenig gefärbten Wein, der so kalt wie Eis war und den ich begierig trank.

Unterdessen meldeten mir die Vorreiter die Nähe des Fürsten und ging ich ihm mit meiner guten Zeitung von Wein und Wildpret entgegen. Müde, hungrig und durstig wie er war, befahl er ihm, alsbald aufzutragen und aß und trank mit großer Lust, konnte auch eben so wenig wie sein Gesinde mit dem Lobe des Wildprets endigen. Als die Zeit des Abendessens nahte, berichteten die Diener, welche mit zu dem Brunnen, an dem man den Wein anfrischte, gegangen waren, daß es eine kleine Pfütze voller Wasserschlangen sei, die den Wein mit ihrer natürlichen Kälte so erfrischten.

Auf diese Meldung zog der Fürst vor, den Wein lieber warm zu trinken, befahl mir des Wildprets so viel zu kaufen und mitzunehmen, als ein Maulesel trage, und setzte mit uns um Mitternacht die Reise fort.

Als ich meine Rechnung mit dem Wirthe machte, sagte derselbe unter anderem: So viel gebührt mir für das Eselfleisch.

Was sagst du von Eselfleisch? fragte ich.

Ich meine das Wildpret, versetzte er, das ihr gestern gegessen habt und mit euch führt.

Daß dir das ein anderer lohne! rief ich. Du hast uns von einem Esel zu essen gegeben?

Ja wohl, sagte er, wie könnte man an diesen wüsten Oertern anderes Wildpret haben!

Bei diesen Worten machte er die Speisekammer auf, in der ein Viertel von einem frischgeschlachteten Esel hing und fuhr zu reden fort: Es ist unsere Jagd, daß wir die Esel, nicht anders als man mit dem Wilde umgeht, mit Hunden hetzen und das däucht uns hernach gutes Wildpret zu sein.

Ich entsetzte mich nicht wenig, bezahlte was ich schuldig war und ritt dem Fürsten nach, den ich auf einem Berge bei einer anderen Venta, die de los palatios heißt, einholte, als er, um trinken zu können, eben von dem Wildpret essen wollte. Sobald er erfuhr, was es für Wildpret war, stand er auf und begab sich nach dem nächsten Flecken, wo wir über Nacht blieben. Was noch von dem vermeinten Wildpret vorhanden war, ließ er wegwerfen und es wollte auch weiter niemand davon haben.

Bei alledem gibt es in diesen Bergen Wild und steht es durch ganz Spanien jedem frei, danach zu jagen. Auch haben die Bauern ein so starkes Gift, mit dem sie die Pfeile bestreichen, daß jedes Wildpret oder anderes Thier, das damit verletzt wird, auf der Stelle niederfällt und stirbt. Der Kaiser hat uns dies vor unseren Augen öfter bewährt.

Von dannen gelangten wir in ein großes Thal, durch das der nicht allzugroße Fluß Ana läuft, der heut zu Tage auf Maurisch auch Guadiana, der Fluß Ana, genannt wird. Sobald wir auf einer schmalen Brücke über dies Wasser gekommen waren, wurde die Hitze so übermäßig, daß der Fürst, um sie zu meiden, in dem Wirthshause zunächst der Brücke liegen blieb und mich sammt dem Schenken nach der Stadt Ubeda voraus schickte, die Herbergen zu bestellen. Wir führten eine Flasche oder einen Lägel mit Wein bei uns, den wir durch fleißiges Zusprechen bald ausgetrunken hatten. Da aber der Weg länger währte, als wir gemeint hatten, fingen wir an sehr matt zu werden und sahen weder Pflanzen noch Bäume vor uns, an deren Blättersaft wir uns hätten erfrischen mögen.

Der Schenk wollte alle Augenblicke vom Pferde fallen und darüber ward ich gewahr, daß hinter einer alten Mauer ein grüner Baumast hervorragte.

Ich sagte: wir wollen hin und sehen was es gibt; er aber betheuerte, er wolle lieber an der Stelle des Weges sterben, damit der Fürst, wenn er vorbeikomme, ihn begraben lasse.

Ich stach mein Pferd, ritt nach der Mauer und fand einen Baum voll reifer Maulbeeren. Ich rief dem Schenken, er solle herbeikommen, Gott wolle uns helfen, und er that es, wenn er gleich vor Mattigkeit vergehen wollte. Sobald wir erst einige Maulbeeren gegessen hatten, wurden wir wieder stark und lustig und dankten Gott und dem Maulbeerbaume.

Von der Zeit an habe ich immer viel von Maulbeeren gehalten und ihnen die Rettung meines Lebens verdankt.

Ich schrieb auf einen Zettel, daß zwischen den Mauern solche Beeren wären und legte ihn zwischen zwei Steine mitten in den Weg, damit der Fürst ihn fände und sich daran, wie es in der That geschah, erquickte.

Ich muß hier noch erzählen, daß ehe wir zu dem Wasser Ana kamen, hin und wieder in dem Thale viele Sträuche und Dornbüsche, sowie unter ihnen schöne rothe Blumen standen, deren wir einige abbrachen und, deutschem Brauche nach, auf unsere Hüte steckten.

Als dies die Bauern von weiten sahen, kamen sie gelaufen und riefen uns zu, wir sollten sie wegwerfen,

es wären Blüthen von den giftigen Wolfsbeeren, und wenn wir nicht gleich von den Pferden stiegen und die Hüte mit Erde rieben, würden wir in Lebensgefahr gerathen.

Wir thaten dies mit Fleiß und danach ward uns gesagt, wie vor Alters Herkules den Höllenhund Cerberus durch diese Gegend geschleift habe; wo derselbe seinen Schaum fallen lassen, sei das giftige Gesträuch gewachsen.

Sie zeigten uns auch die Höhle, worin er die dem Geryon entführten Ochsen gestallt habe. Ich suche aber den Ursprung der Fabel darin, daß die Poeten, weil Spanien außer Estremadura kein Rindvieh hat, woran Italien reich ist, zu sagen beliebt haben, Herkules habe die Ochsen aus Italien nach Spanien entführt.

Als mein Pferd unter dem Gebüsche sich vor Durst nach solchen Blumen wandte und einige mit dem Maule ergriff, sie zu verschlucken, nahm ich sie ihm zwar eilig weg; es wollte aber von dem Tage an, bis wir nach Granada kamen, fast nichts mehr fressen.

Nicht weit hinter Ubeda gelangten wir an den Boetis oder Guadalquivir, der hier noch nicht von solcher Größe, als zu der er berufen und noch nicht schiffbar ist, und nachdem wir ihn überschritten hatten, fingen die hohen Berge an, die sich bis Granada ziehen und auf

denen noch viele von den Mauren erbaute Warten stehen, die dazu dienten, je von einer zur anderen, die Kunde von dem Nahen der Feinde nach Granada zu bringen.

Nachdem wir auf diesem Gebirge sehr übel bewirthet worden waren, verweilten wir drei Tage lang in dem vier Meilen von Granada gelegnen Dorfe Asanalios, um die Rückkehr des Marschalls zu erwarten, den der Fürst von Ubeda aus nach Granada vorausgeschickt hatte, um Wohnungen für uns zu bestellen.

Als der Marschall kam, erfuhren wir, daß uns auf keine andere Art eine Herberge zu verschaffen gewesen sei, als indem der Kaiser selbst einen Bürger darum ersuchen müsse, der uns nicht einmal gern in das Haus aufnehme, in dem weder Bett noch Stroh zu finden sei.

Er berichtete auch, wie der Kaiser befohlen habe, wir sollten der Stadt Granada etwas näher kommen, damit er in der Frühe des folgenden Tages dem Fürsten entgegen ziehe und ihn empfange, was sonst wegen der großen Hitze an dem Tage nicht möglich sei.

Wir begaben uns also in ein Dorf Allabalath, eine halbe Meile von der Stadt, wo uns die kaiserlichen Fouriere eine Herberge angewiesen hatten. Um die Zeit des Abendessens kam aber der Herr des Hauses, gerüstet und bewehrt mit dreien Dienern und wollte uns unter dem Vorgeben mit Gewalt hinaus treiben, das Haus wäre

sein und nicht des Kaisers. Die Fouriere konnten nichts beim ihm durchsetzen, und nur erst als der Fürst hervortrat und er dessen tapferes Ansehen wahrnahm, schwieg er still und ließ uns drin.

Früh Morgens, als es noch dunkel war, wollte der Fürst dem Kaiser zuvorkommen, und machten wir uns auf den Weg nach der Stadt, die wir erreichten, ehe uns jemand entgegenzog.

Damit hatten wir diese lange und verdrießliche Reise beschlossen, auf der wir eine Hitze ausstehen müssen, die selbst für das heiße Spanien, in dem es dieses Jahr in zehen Monaten nicht geregnet hatte, fast unerhört zu nennen war.

Sechstes Buch.

1526 — 1530.

Man weiß nicht, wer die Stadt Granada erbaut hat und woher ihr Name entstanden ist. Einige heißen sie lieber Garnath, was auf Maurisch die Höhle der Wassergöttin Nata bedeutet, die an diesen Orten gewohnt haben soll. Andere geben vor, sie habe den Namen von den Scharlachbeeren, die in dieser Provinz gesammelt und von den Spaniern Granen genannt werden. Ich glaube vielmehr, sie heißt so, weil ihre Lage einem Granatapfel gleicht und sie eben so voller Häuser als er voller Körner steckt.

Sie übertrifft an Größe alle anderen Städte Spaniens und begreift zwei ansehnliche Hügel in sich, die der starke Bach Darro scheidet.

Der eine Berg heißt Alcazana, der andere Alhambra, und dessen Gipfel krönt das königliche Schloß, das an Größe, Stärke und Zierde eher für eine Stadt als bloße Wohnung zu erachten ist, und innerhalb seiner hohen Mauern, die mit dreißig Thürmen verwahrt sind, an

vierzig tausend Menschen fassen kann. Es sind auch noch andere, niedrigere Berge da, um die die Stadt dermaßen herum liegt, daß man sie fast von keinem Orte ganz übersieht. Sie hat wegen der großen Menge Häuser, die so dicht in einander gebaut sind, sehr enge Gassen, Plätze und Höfe, doch ist selten ein Haus, das nicht einen Springbrunnen und wenigstens Einen Citronenbaum habe.

Unweit der Stadt liegen hohe Berge, die allezeit mit Schnee bedeckt sind und an deren Anblick mitten in den Hundstagen sich die Einwohner von ihren Fenstern aus erquicken. Doch leiden sie im Winter deshalb wunderbarerweise nicht von Kälte. Wer mehr davon wissen will, lese den Marinäus Siculus vom Granatensischen Kriege.

Schon am Tage unserer Ankunft zu Granada fand sich eine Menge vornehmer Herren zum Besuche beim Fürsten ein, mit dem sie eine Weile über seine Reise schwatzten, um sich dann wieder auf das Schloß zu begeben.

Als danächst der Festtag Johannes des Täufers herankam, an dem sich die Stadt Granada nach einer siebenjährigen Belagerung dem Könige Ferdinand und seiner Gemahlin Isabella ergeben hatte, machte sich Adel und Bürgerschaft, auf maurische Art mit Schild und

Lanze gerüstet, auf und begab sich zur Pforte Elivira hinaus, um allda in einem Scheingefechte zusammen zu rennen.

Darauf hatte der Kaiser, dem Fürsten zu Ehren, die Spiele anzustellen befohlen, bei denen am Nachmittage sieben starke Ochsen mit überaus großen Hörnern dem Volke vorgestellt wurden, die man durch Stechen und Hundeanlaufen wüthend machte und, nachdem sie drei oder vier Menschen umgebracht hatten, ebenfalls tödtete.

Hinterdrein kam der Kaiser persönlich mit vielen Fürsten und Edlen zu Rosse. Sie theilten sich in zwei Trupps, rannten auf einander und warfen sich von weitem mit den Rennspießen von Rohr, flüchteten auch zu Zeiten zum Scheine und kamen wieder zum Treffen Angesichts der Kaiserin und ihrer portugiesischen Frauen, die an den Fenstern zusahen.

Die Kaiserin liebte ihren Herrn den Kaiser, dem sie unlängst vermählt worden war, sehr, und als unter ihrem Fenster ein Edelmann, vom Rohre des Anderen getroffen, stracks todt blieb, ward sie darüber so bestürzt, daß sie auch, weil die Sonne allzu heiß schien, zum Kaiser schickte und ihn bewog, für diesmal von der Kurzweil abzulassen.

In der Stunde, die ihm vom Kaiser genannt worden, kam der Pfalzgraf und zeigte ihm als Ursachen sei-

ner Reise an, daß er seinen Herrn, den er mehrere Jahre lang nicht gesprochen, als jungen Ehemann habe wiedersehen wollen. Vom Stahlschießen schwieg er vor der Hand still; als aber der Kaiser der spanischen Ritterspiele und Uebungen gedachte, sagte er, wie in vorigen Zeiten in Deutschland das Turnieren und Scharfrennen am gebräuchlichsten gewesen wäre. Nunmehr ließe man davon ab und legte sich auf das Armbrustschießen, womit sich Fürsten, Bürger und Edelleute erlustigten.

Er sah dabei den Kaiser mit Fleiß an, ob er sich bewege, und als er dessen gedachte, was man ihm schulde, ward er an den Geheimschreiber Johann Aleman verwiesen, der von dem Fürsten die Rechnungen und Briefe begehrte, in denen man ihm solche Geldsummen verschrieben habe. Damit war der Pfalzgraf übel zufrieden und als er sah, daß Aleman seinen Worten nicht glaubte, fing er an des Hofes überdrüßig zu werden, dachte, des herannahenden Reichstages zu Speier halb, an seine Heimreise und hielt bei dem Kaiser um seine Abfertigung an. Dieselbe ward ihm mit dem Zusatze vergönnt, daß er sich die deutschen Angelegenheiten sollte anbefohlen sein lassen.

Des folgenden Tages, am dreizehnten nach unserer Ankunft, führte ihn der Kaiser in einen Garten, unweit des Schlosses, worin maurische, wie die zur Messe die-

nenden Diakonen gekleidete Weiber waren. Dieselben tanzten nach einer Laute, Leier und Pauke, die drei alte Vetteln schlugen, indem sie zuweilen, nicht wohlklingend, sondern ziemlich bäurisch und ungereimt dazu sangen. Einige hingen sich an ein Seil und schwangen sich daran auf und nieder, riefen oder schrien auch auf Maurisch: Wer in dieser Welt recht lebt, kommt solchermaßen in den Himmel. Nach geendigtem Tanze ward ihnen Wasser zu trinken gegeben, was sie für eine große Ehre ansehen.

Nach der Mittagsmahlzeit ging der Fürst spazieren, um von einigen Großen Abschied und die übrige Herrlichkeit der Stadt in Augenschein zu nehmen, die siebenerlei Merkwürdigkeiten aufzuweisen hat. Die drei ersten sind die drei schönen königlichen Häuser, Alhambra, Gonaralipha und Alixares, das etwa eine welsche Meile von der Stadt entfernt liegt und mit Recht eine königliche Lust zu nennen ist. Die vierte eine sehr große Straße, die die Mauren Biuaranblam heißen und in der ein schöner hoher Brunnen steht. Die fünfte ein großes Haus, Alcateria, in dem sich an die zweihundert Krämerladen befinden, wo täglich seidene Tücher und andere Waaren verkauft werden und das man wohl eine kleine Stadt nennen kann, da es viele Gäßchen und zehen mit Ketten gesperrte Thore hat, zu denen wegen ihrer großen Enge

und der Menge Volkes drinnen Niemand zu Rosse eingelassen wird. Der darüber gesetzte Hauptmann schließt des Nachts die Thore zu, hält neben der Wache mehrere Hunde und erhebt im Namen des Königs einen Tribut von jedem Laden. Die sechste ist der Bach Darro, der vier deutsche Meilen von der Stadt aus einem hohen Berge entspringt und fast allen Bürgern Wasser in die Häuser gibt, das sie für sehr gesund halten, wir aber anders befanden, da der uns vom Erzbischofe von Trier mitgegebene Dr. Ulrich von übrigem Trinken dieses Wassers einen Bauchfluß bekam, an dem er starb. Die siebente ist das große Feld um die Stadt, auf dem allerlei Früchte in solchem Ueberfluß wachsen, daß nur allein für die Blätter der Bäume, aus denen man die seidenen Zeuche macht, dem Könige jährlich dreißigtausend Goldgülden Zoll entrichtet werden, außer dem, was ihm an Seide zufällt.

In der Stadt Granada fanden wir einen Befehlshaber über das Schloß, der aus dem, dem Pfalzgrafen gehörenden Städtchen Eppingen gebürtig war, und in der siebenjährigen Belagerung den katholischen Königen als Büchsenmeister getreu gedient hatte. Dieselben hatten ihn mit einem Hause auf dem Schlosse, einer jährlichen Besoldung und anderen Gütern beschenkt und sein Weib, das er in Granada geheirathet, ihm zwei schöne Töchter

geboren und zwei Meilen von der Stadt herrliche Feldgüter, sowie mehr als viertausend Stück Schafe eingebracht.

Die Letzteren wollte er zur Aussteuer Einem von uns geben, der eine seiner Töchter zur Ehe nähme und bei ihm bliebe, und es ist nicht zu sagen, mit welcher Freude er täglich seinen Landesfürsten besuchte und gleich wie einen irdischen Gott ehrte. Seinen Vorschlag nahm keiner von den Unseren an.

Am folgenden Tage, den 7. Juli, zogen wir mit Freuden wieder von dannen. Ich allein ward krank und schwach wegen des Bauchgrimmens zurückgelassen und hatte nicht einmal Herberge und Bett, da die groben Leute bereits ihre Decken und Matratzen zu sich genommen hatten; auch trieb mich der Wirth an, die Wohnung zu räumen. Ich lag in der Kammer des Fürsten auf dem bloßen Boden und beweinte mein Unglück, gedachte auch nicht, mein Weib und Kinder jemals wieder zu sehen.

Da trug es sich von ungefähr zu, daß des Fürsten Hofbarbier Sebastian etwas vergessen hatte und von der Reise wiederkam. Der erbarmte sich mein und war übel mit denen zufrieden, die mich so dahinten gelassen hatten, sagte mir auch zu, die Nacht bei mir zu bleiben und gab mir einige Pillen zu verschlucken.

Nachdem ich dieselben zu mir genommen hatte, gab

ich mit Brechen alles Böse von mir, das in meinem Leibe war, und ließen die Schmerzen nach, so daß mir anfing besser zu werden. Er führte mich in das nächste Wirthshaus, wo er einen Kapaunen auf spanische Art braten ließ, den wir zusammen mit Essig und Pomeranzen aufaßen und sobald wir den Durst mit einem starken Weine vertrieben hatten, ward ich kräftiger. Wir setzten uns auf die Pferde und ereilten vier Meilen von Granada die Unseren, die darüber froh waren und uns sagten, daß der Fürst, auf Bitte und unter dem Geleite des Grafen Heinrich von Nassau, eines anderen Weges über die Berge, nach dessen Schloß Calohorra gereist sei und in Ubeda wieder zu uns stoßen werde.

Bei unserer Ankunft war er bereits da und nahmen wir wieder den Weg, den wir gekommen waren, bis zur Venta Cruella. Allda wendeten wir uns nach gehaltenem Rathe links auf die Landstraße gen Toledo, weil es uns sonst an Wasser und Lebensmitteln hätte mangeln können, und gelangten den zweiten Tag darauf nach dem Städtchen Almagra, wo uns die Factoren der Herren Fugger aufnahmen, denen dasselbe vom Kaiser verpfändet war und uns mit Herberge und allem Nothdürftigen versorgten. Bei der Venta Sutanda, einem einzigen Hause an einem wüsten Orte, wollten wir des anderen Tages unser Nachtlager nehmen; weil aber Niemand drin wohnte,

wir auch weder Stroh noch Futter fanden, aßen wir zu Abend unter freiem Himmel und ritten dieselbe Nacht noch vier Meilen bis zum Dorfe Lenenes.

Auf diesem Wege kamen wir an eine Wasserleitung, die vor Alters bis gen Toledo, an die zehn Meilen über tiefe Thäler und hohe Berge, entweder durch die Römer, oder wer sonst Toledo erbaut hat, geführt worden ist.

Toledo, welches wir des anderen Tages erreichten, hat sehr enge Gassen, wiewohl die Häuser inwendig schöner und bequemer sind, als man von außen dafür hält. Ueber zehn Tausend seiner Einwohner ernähren sich vom Seidespinnen und wirken, und an die sechs Tausend bringen das Wasser des Tajo auf Eseln zum Verkaufe in die Stadt, die vor Zeiten eine Schule hatte, wo man die schwarze Kunst öffentlich lehrte.

Die Domherren der Hauptkirchen gingen dem Fürsten entgegen, den sie schon kannten und führten ihn in den Dom, um ihm ihre gewaltigen Schätze zu zeigen. Auch geleiteten sie ihn in einen stattlichen Pallast zur Herberge und bezeigten sich sehr freundlich. Der Fürst verweilte nichtsdestoweniger nur einen Tag; trennte sich darauf von uns, denen er in leidlichen Tagereisen nachzukommen befahl und ritt mit nur vier Gefährten, dem Herrn von Heideck, Brandtner, Johann Maria und dem Hofbarbier, auf Postpferden weiter, um desto eher

in Speier auf dem Reichstage anzulangen. Er reiste so schnell, daß er fast weder Tag noch Nacht stille lag, bis er gen Amboise kam, wo ihn der König von Frankreich einige Tage bei sich behielt, und mit mehreren vergoldeten Schalen und Trinkgeschirren, so viel auf eine königliche Tafel gehörten, an Werth sechs tausend Kronen, beschenkte.

Als er sich weiter auf den Weg machte, kam er des zwölften Tages, nachdem er von uns geschieden war, von Neustadt nach Speier auf einem Karren gefahren, weil es an Pferden mangelte, und ward von seinem Bruder, dem Kurfürsten, so wie von den anderen anwesenden Herren mit Freuden empfangen.

Desselben Tages befand sich von ungefähr ein Bürger von Heidelberg, mein Nachbar, in Speier, der, als er den Fürsten so schlecht, auf einem Karren und voller Staub heimkehren sah, sich alsobald nach Heidelberg zu meinem Weibe aufmachte, und sie ausforschte, ob sie etwas von meiner Wiederkehr wisse.

Sie sagte, sie versehe sich desselben in Kürze, und er sprach: O, liebes Weib, das hofft ihr vergeblich! Der Pfalzgraf ist gestern, armselig und zerrissen in Speier angekommen, hat viele Nächte in den Wäldern Wurzeln essen müssen und ist den Händen des Königs von Frankreich kaum entgangen; die Seinigen sind alle gefangen,

in böse Kerker geworfen und mögen meist schon gestorben sein. Ich habe nur ihn allein mit meinen Augen gesehen.

Mein Weib wurde also auf das Aeußerste erschreckt, wußte nicht, an wen sie sich in der Noth wenden sollte und beweinte mit ihren Kindern als verlassene Wittwe ihr Unglück. Indem sie sich aber so gar nicht trösten kann, kommt Brandtner, vom Fürsten abgeschickt, mit meinem Schreiben, worin ich ihr zu wissen thue, daß ich frisch und gesund auf dem Heimwege bin und aus welchen Gründen uns der Fürst vorausgeeilt ist, und erquickt ihr das Herz von Neuem.

Der Bube hatte seine Geschichte nichtsdestoweniger zu Heidelberg und Speier so wohl ausgebreitet, daß ihm Viele glaubten und Einige sogar zum Fürsten kamen, um ihm zu den ausgestandnen Widerwärtigkeiten und Gefahren Glück zu wünschen.

Er gab ihnen zur Antwort, er habe gar nichts ausgestanden und verlangte zu wissen, von wem die Rede käme, deren Urheber alsbald ausgemittelt ward.

Derselbe wußte zu seiner Entschuldigung nichts vorzubringen, als daß, so wie er sie ausgesprochen, seine Gedanken gewesen seien, als er den Fürsten habe auf dem geringen Karren ankommen sehen. Der Fürst wollte ihn deswegen zu gebührender Strafe ziehen; verschonte

ihn aber auf Vorbitten seines jungen Weibes bei Dietrich Schwarz.

Erst eine ziemliche Weile nach dem Pfalzgrafen langten wir in Amboise an, und als unsere Ankunft dem Könige gemeldet ward, ließ er uns die silbernen Geschirre, die er dem Fürsten verehrt hatte, übergeben.

Der königliche Diener, durch den wir sie empfingen, theilte uns auch, als ob er es selbst thue, mit, wie übel es der König aufgenommen habe, daß der Pfalzgraf sein eignes, mit Zobel gefüttertes und zwei tausend Kronen werth erachtetes Kleid, das er ihm einst, als er ziemlich naß von der Jagd heimgekehrt sei, verehrt, gleich darauf an seinen Unterthan, den Abt von Knöringen, geschenkt habe, der es Tages darauf, als der Fürst abgereist, auf öffentlichem Markte zum Verkaufe aushängen lassen.

Der Fürst erlustigte sich zu Heidelberg vierzehn Tage mit der Jagd und ging über Neumarkt in Geschäften nach Eßlingen, wohin, nach König Ferdinands Willen, die Reichssachen von Speier verlegt worden waren.

Auf diesem Reichstage ward fast nur von einem Zuge wider die Türken gehandelt, die das Königreich Ungarn mit steten Einfällen angriffen und den König Ludwig dieses Jahr in einem Treffen erschlagen hatten. Da man zu keinem Beschlusse kam, ward die Zusammenkunft von Eßlingen auf das folgende Jahr 1527 nach Regensburg

verlegt, wohin Pfalzgraf Friedrich eben so wenig wie die anderen Fürsten gingen, und die angekommenen Räthe unverrichteter Sache heimzogen. Das Jahr zuvor war Ferdinand von den Böhmen anstatt ihres verstorbenen Königs gewählt und gekrönt worden und nun wurde er es auch zum Könige von Ungarn, zum großen Neide der baierischen Herzöge, die allerlei vorgenommen hatten, einen aus ihrer Mitte zu dieser Würde zu erheben.

Da Ferdinand als König von Ungarn und Böhmen mit schweren Geschäften beladen war und sogar einen Krieg mit Johann dem Woywoden führen mußte, der sich ebenfalls König von Ungarn nannte und die Türken auf seiner Seite hatte, beredete er den Pfalzgrafen, daß er sich am St. Gallustage 1528 aufs Neue als Präsident zu dem nach Speier verlegten Regimentsrathe begab.

Um diese Zeit lief die Nachricht ein, daß die Türken sich mit Heeresmacht zu einem Einfalle in Ungarn und Oestreich rüsteten und pflogen die Fürsten alsogleich Rath, wie ihnen zu widerstehen sei. Darüber einig, hatten sie noch einen Generalobristen zu ernennen.

Bei desfallsiger Umfrage stimmte der größte Theil für den Pfalzgrafen Friedrich, der doch nicht darum anhielt, ein geringerer begehrte den Herzog Ludwig von Baiern, dem der Pfalzgraf selbst seine Stimme gab. Man ersuchte sie, sich beide aus der Rathsversammlung zu ent=

fernen und des Schlusses zu gewärtigen, und Herzog Ludwig sagte zum Pfalzgrafen: Ich bitte und rathe euch, lieber Vetter, daß ihr die Bestallung annehmt, die uns aufgetragen wird. Ich vermag es aus vielen Gründen nicht zu thun.

Ihr solltet mir dazu nicht rathen, antwortete der Pfalzgraf, da ich mich auf eure und meine Angelegenheiten besser verstehe und wohl spüre, welches Verlangen ihr nach dem tragt, was ihr so weit von euch werft. Eure Lande sind gelegner als die meinen für ein solches Amt und indem ich euch hiermit meine Stimme gebe, wünsche ich, daß ihr sie mit dem besten Glücke gebraucht.

Sie wechselten noch solche Reden, als man sie wieder in den Rath rief und dem Pfalzgrafen Friedrich ankündigte: es sei von den Reichsständen einmüthig beschlossen und von seiner königlichen Majestät begehrt worden, daß er dieses christliche Werk übernehme, zu dem sie ihm mit dringenden Bitten wollten angehalten haben.

Pfalzgraf Friedrich wandte dagegen vieles ein und gab vor, daß er zu einer solchen Bestallung nicht tüchtig sei. Als er jedoch eine Frist, sich zu bedenken erlangt hatte, sprach ihm der damalige Hofmeister des Königs, Graf von Roggendorf, mit diesen Worten zu:

Eure Säumniß und Zweifel in dieser Sache machen mich besorgt, ihr werdet das Sprichwort b ewähren, das

man in Deutschland von den Pfalzgrafen hat. Es habe das Glück schon oft freiwillig in euer Haus einziehen wollen, und ihr habet ihm jedesmal in der Thür den Weg vertreten. Man trägt euch die höchste Ehre an, die ihr euch wünschen könnt, indem man euch zum Generalobristen des christlichen Heeres gegen unseren Erbfeind ernennt, den wir unablässig bekriegen und verfolgen sollten. Und ihr weicht scheu zurück, ehe ihr sein ansichtig geworden seid? Wird man nicht also von euch sagen, daß ihr vor ihm verzagt? Und was eure Entschuldigung angeht, ihr seiet für eine solche Würde nicht tüchtig genug — müssen die Stände des Reichs und der König nicht reiflich erwogen haben, wem sie die allgemeine Wohlfahrt anvertrauen? Wollet doch bedenken, was für Ehre und Lohn euch daraus erwachsen muß, wie verdient ihr euch um einen so großmüthigen Potentaten macht, der euch ohnedies wohlwill und eure guten Dienste in der Sache reichlich vergelten wird.

Zudem führt ihr diesen Krieg für eine junge Wittwe, die euch inzwischen immer vor Augen hat und sich euch mit ihrer Person und ihrem Eigenthume gewiß gern ergiebt. Ja, damit ich euch alle meine Gedanken nicht verhehle, wem würde der König wohl die Verwaltung des Königreichs Ungarn lieber als euch und seiner Schwester, und dies um so eher anvertrauen, als sie eure

Gemahlin wäre und euch die Gunst des Volkes mitbrächte? Ich sage euch davon nicht mehr und bitte euch nur überzeugt zu sein, daß es der König hierbei nicht anders als gut mit euch meinen kann.

Nach diesen Worten des von Roggendorf, von denen ich nicht weiß, ob er sie für sich oder in eines Anderen Auftrag sprach, schwieg Pfalzgraf Friedrich eine Weile still und bedachte, wie viel Wahres darin enthalten und die gute Gelegenheit nicht aus der Hand zu lassen sei. Es fiel ihm ein, wie es ihm zuvor mit dem Herzoge von Jülich ergangen war, der eine einzige Tochter hatte, die er ihm zur Ehe antragen ließ und wie mit besonderer Gunst des Kaisers Maximilian der Herzog von Cleve dazwischen kam, der ihm die Braut vor den Augen wegnahm, derweil er sich mit seinem Bruder berieth, ob er sie haben wolle oder nicht.

Der Pfalzgraf erwiederte dem Grafen von Roggendorf, er wolle dem Könige in Allem zu Willen sein und erklärte den Reichsständen, er nehme ihren Antrag unter der Bedingung an, daß man ihm in Ansehung der allzugroßen Dinge, die er zu vertreten habe, einige Kriegsräthe beiordne.

Man billigte seinen Wunsch, wiewohl es etwas Neues war und übertrug ihm selbst die Wahl, die er auf den Grafen Wilhelm von Rennenberg, den Freiherrn Georg

von Heidegk und die Vornehmen von Adel, Reinhard von Neueneck, Wolf von Affenstein, Siegmund von Hersberg und Ulrich von Schellenberg fallen ließ.

Danach machte er sich um das Pfingstfest wieder gen Neumarkt und von dannen gen Regensburg auf, wohin er einige abgeordnete Fürsten, sowie die Kriegsräthe verschrieben hatte. Sie konnten in keiner Sache miteinander einig werden, als daß man ihrer zwei nach Ungarn abfertigte, um sich genau zu erkundigen, ob die Ankunft der Türken erfolgen werde.

Dies waren zwei vornehme, der ungarischen Sprache kundige Männer, der Rechtsgelehrte und Ritter Sebastian Schilling und Christoph Beßnitter, Amtmann des Städtchens Braunau in Baiern. Sie kamen bis Ofen und erfuhren, daß die Türken mit einem großen Heere von Adrianopel aufgebrochen wären und dem Ungarlande zuzögen.

Sie eilten mit dieser Botschaft zu dem Pfalzgrafen zurück und derselbe ließ ungesäumt Kriegsvolk zu Roß und Fuß anwerben. Weil dies nicht in solcher Eile, als nöthig war, geschehen konnte, und damit der Feind nicht Gelegenheit hätte, weit zu streifen, befand man für gut, mit den bereits vorhandenen, wenn auch nicht zahlreichen Truppen zu Roß und Fuß den Bruders Sohn des Pfalzgrafen, Philipp, einen tapfern Fürsten, dem aber

das Glück in der Folge nicht günstig war, voraus zu schicken. Er selbst wollte ihm bald mit mehrerem Volke folgen, sobald es angekommen und gemustert wäre.

Mittlerweile ward er oft von denen, die durch ihn von dem Handel mit der königlichen Wittwe von Ungarn wußten, ermahnt, die Hand nach der Gelegenheit auszustrecken, so lange er sie bei den Haaren fassen könne. Die Fürsten gäben ihm zwar gute Worte, so lange sie sein bedürften; wenn er aber das Seinige gethan habe, würden sie ihm bald unter dem, bald unter jenem Vorwande seinen Lohn zu entziehen suchen.

König Ferdinand vertröstete ihn zwar bestens; da der Pfalzgraf aber wußte, wie unentbehrlich ihm auch Kaiser Karls Willen sei, entschloß er sich, mich nach Italien an ihn abzufertigen, wohin er, wie man sagte, zu Wasser mit vielem Volke gekommen sei. Er war nur um des Weges willen besorgt, da in dem Kriege des Kaisers mit den Venedigern, Schweizern und einigen welschen Fürsten die Straßen geschlossen waren und sandte mich nach Augsburg zu Anton Fugger, mit dessen Hülfe ich die Reise zum Kaiser unternehmen solle. Der wußte keinen andern Weg als auf Venedig und rieth mir, mich dahin in Kaufmannskleidung zu begeben.

Der Fürst eilte nach Regensburg, wo er sich auf schon bestellte Schiffe setzte und fuhr mit seinen Brüdern,

dem Bischofe Heinrich zu Utrecht, dem Bischofe Johann von Regensburg und dem Herzoge Wolfgang die Donau hinunter.

Als er am dritten Tage zu Linz ankam, wurde er von dem dort verweilenden Könige Ferdinand sehr freundlich empfangen und zu der mit königlicher Pracht veranstalteten Abendtafel gezogen. Ueber Tische redeten sie viel davon, wie der Krieg anzugreifen und mischten auch der Lust halb fröhliche Dinge ein, und darauf wollte der Pfalzgraf den König um Urlaub ersuchen, weil er des anderen Tages mit dem Früheſten weiter reisen müsse. Der König wollte ihn aber ohne weitere Berathschlagung nicht von dannen lassen und brachte den ganzen Tag mit ihm in Erdenkung von allerlei Kriegslisten zu. Bei seinem Aufbruche am anderen Tage begleitete der König mit den beiden Königinnen Anna, seiner Gemahlin und Maria, seiner Schwester, den Pfalzgrafen aus besonderer Freundschaft bis ans Schiff. Auch hatte er ihm zu Bezeigung seines guten Willens zwei schöne Rosse, das eine mit einer güldenen, das andere mit einer scharlachnen Decke verehrt.

Der Pfalzgraf empfahl sich dem Könige zu ferneren Gnaden und ließ die Schiffe bis nach dem Städtchen Grein fahren, das wegen seines Strudels berufen ist. Hier war er nicht sobald aus dem Schiffe gestiegen, als

ihm wie schnaubend Melchior von Harstall begegnete, den er zuvor, auf daß durch seinen Aufenthalt beim Könige nichts versäumt würde, mit der Meldung an den Pfalzgrafen Philipp abgefertigt hatte: die Stadt Wien, als die Hauptstadt des Landes Oestreich, ja mit genugsamer Besatzung zu versehen und die Kriegsräthe hier zu Kloster Neuburg am Kahlenberge warten zu lassen.

Der von Harstall brachte die Zeitung, daß Kaiser Soliman mit unzähligem Volke vor Wien angekommen sei, das er rings umlagere, und bald nach ihm kam ein Trompeter von den Kriegsräthen mit derselben Nachricht und Warnung, daß der Pfalzgraf ja nicht weiter rücke.

Dessenungeachtet befahl derselbe uneingeschüchtert, die Schiffe fertig zu machen, die Waffen bereit zu halten, sich in Ordnung zu stellen und die großen Stücke an den rechten Ort zu bringen, um alsbald nach Krems aufzubrechen.

Auf der andern Seite des Wassers handelte das grausame türkische Gesindel sehr übel mit Feuer und Schwert, und die armen Leute wußten halb todt vor Angst nicht, wohin sie sich retten sollten. Männer und Frauen schleppten ihre Kinder und was sie von Habseligkeiten fortbrachten, mit sich in der Irre umher.

Der fromme Fürst ward durch dieses klägliche Schauspiel sehr gerührt, konnte aber nicht retten, da er von

dem Heere kaum sechshundert Mann bei sich behalten hatte, und suchte mit freundlichen Worten zu trösten, daß Gott sie um dieser Trübsal willen zu finden wissen werde. Er erhielt schon die dritte Post vom Ritter Siegmund von Weichselberg und dem Griechen Vagitz Paul, die beide über die leichten Reiter gesetzt waren und die Brücke über die Donau zu vertheidigen hatten, und es kam ein Bote nach dem andern, um den Fürsten vom Vorrücken abzuhalten. Es blieb aber dessen fester Vorsatz, mit dem nächsten Morgen zu Schiffe weiter zu fahren und den lieben Gott walten zu lassen, ob er ihn sicher durch die Feinde führe; bis mit einemmale bei hellem Himmel ein dicker Nebel entstand, vor dem man weder sehen, noch die Ruder gebrauchen, und wegen der Steine und Felsen nicht auf der Donau schiffen konnte.

Die Kriegsräthe kamen mit dem baierischen Volke zu Roß und Fuß an und berichteten, wie der Feind alle Brücken über die Donau verbrannt und alle Zugänge zur Stadt zu Wasser und Lande dermaßen verlegt habe, daß ihre Versuche hinein zu gelangen vereitelt worden seien. Es befänden sich in seinem Lager über dreimalhundert tausend Mann, die die ganze Gegend erfüllten und sie hätten nichts anderes thun, als zurück weichen können, um sich mit ihm über die unter so schlimmen Umständen zu ergreifenden Maßregeln zu berathen.

Pfalzgraf Friedrich blieb bei alledem des Entschlusses, entweder ehrlicherweise zu sterben, oder mit Durchbrechung der Feinde in die Stadt zu dringen. Die Kriegsräthe stellten ihm aber wiederholt vor, er möge keine unmöglichen Dinge unternehmen, da es jetzt nicht mehr um die einzelne Stadt und deren Besatzung, sondern um das ganze Reich und die Christenheit zu thun sei. Auf seinem Haupte beruhe die Wohlfahrt des deutschen Volkes und gesetzt, er habe selbst in die Stadt dringen können, der er mit so wenigem Volke keinen Nutzen bringe, wäre alsdann Niemand da, dem Könige Ferdinand und den deutschen Fürsten die Gefahr kund zu thun, in der das Reich schwebe und ihnen mit Rath und That zu ihrer Errettung beizustehen.

Es sei demnach ersichtlich Gottes Schickung, die ihn nicht eher, als bis die Stadt schon belagert worden, ankommen lassen und man dürfe dieselbe nicht verachten, sondern müsse sich an einem wohl verschanzten Orte so lange verweilen, bis mehr Kriegsvolk komme, und man die Stadt, mit einem Angriffe auf die Feinde, zu entsetzen im Stande sei.

Auf diese Gründe beschied sich der Fürst zuletzt, in den drei Städten Krems, Stein und Mautern, die gleichsam nur eine durch die Donau getrennte Stadt sind, in Erwartung günstigerer Umstände still zu liegen und that

dies dem Könige Ferdinand und den Fürsten des Reichs durch Boten mit der Weisung kund, daß, wenn sie Freiheit und Leben ihres Vaterlandes und der Ihrigen erretten wollten, sie ihm mit aller jungen Mannschaft alsbald zu Hülfe eilten. Die Christenheit sei noch niemals härter als jetzt von ihren Erbfeinden angegriffen worden und stünde im Begriff, ganz und gar zu Grunde zu gehen.

Da dasselbe Schicksal auch den Böhmen, Mähren und angrenzenden Völkern drohte, ward um so mehr für rathsam befunden, sie um Hülfe anzugehen, als man bereits wußte, daß sie gerüstet waren, und der Pfalzgraf schrieb an König Ferdinands statt ihrem Obersten, dem Freiherrn Johann von Bernstein, daß er mit seinem Volke zu Bekämpfung des gemeinsamen Erzfeindes zu ihm stoße. In gleicher Meinung erinnerte er die Landherren in Oberöstreich, ihre armen Unterthanen nicht verzagt umherflüchten zu lassen, sondern zu ermahnen, daß sie sich schaarten und dem Feinde herzhaft widerstünden.

Es war damals beschlossen, sobald das Kriegsvolk beisammen wäre, die Schiffe des Feindes, mit denen er die Brücke eingenommen hatte, unversehens zu überfallen und zu verderben, damit man den Belagerten von der Donau aus Hülfe brächte. Auch wollte der Pfalz-

graf noch mit Gewalt in die Stadt brechen, um die Belagerten mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen und ließ dies dem Pfalzgrafen Philipp heimlich durch einen Boten melden, damit er seinen Soldaten Muth und Hoffnung einspräche, die Belagerung auszuhalten, sich auch gefaßt halte, wenn man die Türken von außen angreife, durch alle Thore einen Ausfall zu thun und sich so viel als möglich selbst in seiner Bedrängniß Luft zu machen.

Während dessen saß der Sultan seinerseits nicht still, sondern ließ nach seinem Brauche alle umliegenden Orte von den Seinen durchstreifen und verwüsten. Er schickte einige Haufen leichter Reiter nebst dem Schiffsvolke und anderem losen Gesindel zu Fuß nach dem Landstriche aus, der vor Alters Juliobona genannt ward und dem Marchfelde zuliegt, wo sie mit bewehrter Hand alles bewältigten, einrissen, die alten Leute niederhieben, die jungen gefangen nahmen, die Weiber vor den Augen der Männer schändeten und sammt den Kindern umbrachten. Die jungen Kinder wurden theils aus dem Mutterleibe gehauen, theils den Müttern von den Brüsten, den Vätern aus den Armen gerissen, hin und wieder auf den Gassen auf spitze Pfähle gesteckt und elendiglich des Lebens beraubt, das sie nur erst empfangen hatten.

Es läßt sich ohne Verletzung der Gottseligkeit nicht

beschreiben, was der böse Feind für Unbilden an dem christlichen Volk verübte, und es flehte alles um Rettung oder Hülfe den Fürsten an, der, wie sie gehört hatten, mit einigem Kriegsvolke zu Krems angekommen sei. Auch stellten die Gesandten der Prälaten zu Kloster Neuburg, Kettwig und Mölk vor, daß es um ihre Klöster und Städte geschehen sei, wenn man sie nicht mit guten Besatzungen versehe, da sie, als des Krieges unkundig, sich nicht lange würden gegen die türkischen Streifrotten vertheidigen können.

Unterdessen hatte auf Befehl des Fürsten Wilhelm von Buchheim von dem umherflüchtenden Landvolke an die tausend Mann zusammengebracht, für die ihm einige Befehlshaber von Adel, so wie einige alte Soldaten aus dem baierschen Regimente zugeordnet wurden und mit denen er die genannten Orte männlich vor feindlichen Einfällen wahrte. In ähnlicher Weise wurde auch das adelige Kloster Achsbach bei dem Städtchen Spitz unbeschädigt erhalten, und die Ueberfahrt an der Donau bei Stockerau beschützten mit einigen Einwohnern und Landleuten zwei tapfere Brüder des Geschlechts von Scheringen. In Haimburg lagen sechshundert zu Fuß, die sich nicht getrauten, einer so großen Menge des Feindes zu widerstehen, aus Furcht das Schloß verließen und sich nach Korn-Neuburg begaben,

wo sie aus Kriegsmuthwillen den Bürgern Vieles zu leid thaten und denen, als sie dem Befehle des Fürsten, davon abzustehen, keinen Gehorsam leisteten, die Wehren und Fähnlein genommen und bei harter Strafe geboten wurde das Land zu räumen.

In der nächstfolgenden Nacht entstand im Krems ein großes Feuer, von dem Niemand wußte, wie es ausgekommen. Viele gaben es den mit Unehren davon gejagten Landsknechten schuld, einige den nicht weit davon stehenden Feinden. Der Oberst Conrad Gottsmann verlor dabei einige Pferde, und es kamen auch einige geringe Leute mit um.

Zu der nehmlichen Zeit ritten die türkischen leichten Pferde nach Kriegsbrauch zwei ganze Tage um die Stadt Wien und sahen Alles wohl ab. Die Unsrigen verhielten sich unerschrocknen Muthes hinter den Mauern und bereiteten das Nöthige zur Gegenwehr vor. Die weitschichtigen, unbewehrten Vorstädte, die den Türken ein Schutz werden konnten, wurden abgebrochen und niedergebrannt, und die großen Stücke, so wie anderen Kriegswehren ordentlich auf die Thürme und Höhen gebracht, von denen man das feindliche Lager desto besser beschießen konnte. Die Schiffe, die lange am Anker gelegen hatten und für die man umsonst italienisches Kriegsvolk erwartet, wurden versenkt. Man warf auch

Gräben hinter den Mauern auf, machte Brustwehren, stellte in der Stadt an gewisse Orte Wachen aus und vertheilte an alle Plätze eine Anzahl Volkes. Eben so vermauerte man fast alle Stadtthore mit Ziegelsteinen und ließ nur wenige offen, durch die man an den Feind komme.

Einige kleine Ausfälle auf den Feind, der noch mit Verschanzung seines Lagers zu thun hatte, glückten mehrentheils, und die Unsrigen kamen, nachdem sie der Türken viele erlegt hatten, immer wieder ohne besonderen Schaden in die Stadt. Einesmals hätten sie beinahe selbst den Pascha Ibrahim, den geheimsten Rath des Sultans, gefangen, als er sich bei Besichtigung der Stadt etwas zu nahe hinan gewagt hatte, und dann wäre es mit dem Kriege zu Ende gewesen, da auf diesem Manne alles beruhte. Gott ließ ihn aber damals den Händen der Unsrigen entgehen, um ihn zu noch ärgeren Dingen aufzuheben.

Zweimal fochten die Christen bei solchen Ausfällen mit schlechtem Glück; das einemal bei Nacht, da Wolf Hager, Hauptmann über ein Fähnlein, zur unglücklichen Stunde ausgefallen war, und neben anderen ehrlichen und vornehmen Leuten und einigen alten spanischen Soldaten, mehr aus Ungeschick der Seinen als durch des Feindes Mannheit, nach tapferer Gegenwehr beim Burgthore erlegt ward.

Das andere Mal als der Fähndrich Christoph von Zedlitz mit fünfhundert Pferden bis an das Lager der Feinde gerannt und, von einer großen Menge hintergangen, zum Gefangenen gemacht worden war, als welcher er mit einigen Kameraden die Köpfe der im Treffen gebliebenen Christen und die von vier armen Aussätzigen tragen mußte, die die Türken aus Bosheit niedergehauen hatten, und vor den Sultan geführt, demselben auf seine Kriegsfragen sehr geschickt antwortete, daß König Ferdinand in dem nahen Linz so lange warte, bis alles Kriegsvolk zusammen gekommen sei. Er fügte dem noch hinzu, daß man sich in Deutschland, Böhmen und Mähren zu einem gemeinsamen Beschlusse vereint habe, dem Könige die stattlichste Hülfe zu thun, und es würde sich um eine kleine Weile zeigen, wer in diesem Kriege am stärksten sei. Wenn das geschehen, werde der König nicht länger außen bleiben, ohne eine Schlacht zu wagen. Was er und die Fürsten weiter vorzunehmen gesonnen, wisse er nicht, und von der Stadt nur so viel, daß alle darin anwesenden Kriegsleute, vom Obersten bis zum Untersten, sich verschworen haben, sie bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Es befänden sich darin, außer dem Pfalzgrafen Philipp, der Graf Nicolaus von Salm, Graf Wilhelm von Roggendorf, Herr Cronhard vom Felß, Eckard von Reischach, lauter tapfere, ihres

früheren Verhaltens wegen berühmte Helden, die ihre Hoffnung nicht auf Mauern und Wälle, sondern auf ihre Wehren und Tugend gesetzt hätten.

Ob Soliman dadurch wohl einigermaßen bewegt werden mochte, ließ er es sich doch nicht merken, sondern gab zur Antwort: er habe schon mit vielen Völkern Krieg gehabt und allezeit den Sieg behalten, also werde er auch diesmal nicht vergebens ausgezogen sein und vertraue auf sein gutes Glück. Sein und der anderen Gefangenen Leben stünde zwar in seiner Gewalt; damit sie aber sähen, daß er auch Feinden zu verzeihen wisse, wolle er es ihnen schenken, sie sollten nur, wenn sie nach Wien zurückkehrten, der Besatzung vorstellen, wie unmöglich es ihnen am Ende fiele, sich gegen eine Macht zu vertheidigen, der griechisch Weißenburg und Rhodus weichen müssen und ihm die Stadt gegen freien Abzug mit Leib und Gut übergeben, den er ihnen ehrlich zugestehe. Sie könnten nichts besseres thun, als ehe der Kriegseifer weiter um sich griffe, zu seiner Gnade ihre Zuflucht zu nehmen. Bliebe ihm der Sieg, so hätten sie zu lange gewartet, und würde ihnen der gewisse Tod zu Theil. Er gedenke sich nicht eher nach seiner Hauptstadt Constantinopel zurück zu begeben, als bis er das ganze Reich erobert habe.

Nach diesen Worten behielt er nur den Fähndrich zu-

rück und befahl, die Uebrigen loszugeben, deren jedem er drei vollwichtige ungarische Dukaten schenkte. Dieselben berichteten, als sie wieder in die Stadt kamen, getreulich, was ihnen vom Kaiser eingeschärft worden war, predigten aber tauben Ohren, die es nicht einmal der Mühe werth hielten, den Türken zu antworten.

Darüber gerieth der Sultan in einen solchen Zorn, daß er vollständige Rache zu nehmen schwur und alle Vorbereitungen traf, die Stadt mit Sturm zu nehmen.

Die Stadt liegt fünfviertel Meilen vom Kahlenberge in einer Ebene und ward vor Zeiten vom Geschlecht der Flavianer erbaut, die allda die Grenzen des römischen Landes Pannonien gegen die Einfälle der barbarischen Völker schützten, und zu deren Angedenken die Stadt Flavianum genannt worden ist. Die wird jetzt mit Hinweglassung der beiden ersten Silben Vienna genannt, oder heißt nach dem Wasser dieses Namens so, das, wenn es von Regen angeschwollen, an ihrer Mittagsseite hinfließt. Obwohl Wien der Donau wegen nach Mitternacht sehr fest ist, hat es doch auf den anderen Seiten weder von Natur noch Kunst sonderliche Vertheidigungswerke, da selbst wo Graben vor der Mauer sind, sie kein Wasser haben und von den Feinden leicht überschritten werden können. Die Mauern sind zwar von gebacknen Steinen, aber nicht stark und hoch genug,

so wie auch ohne Thürme und Bollwerke, um den Feind abzuhalten.

Die Türken setzten der Stadt an fünfzehn Orten mit Schanzen und Untergraben zu, um das Fundament der Mauern einzuwerfen; indem der Sultan es mit Holz unterstützen und mit Schwefel, Pech und Büchsenpulver ausfüllen ließ. Sobald das Feuer daran käme, sollte sein zuvor geordnetes Kriegsvolk von dem aufgehenden Rauche wie mit einem Nebel bedeckt werden und, wenn die Mauern umgefallen, durch die entstandene Lücke mit aller Gewalt Sturm laufen.

Der Herr erbarmte sich aber der Seinen und ließ zu eben der Zeit drei gefangene, durch die Folter scharf befragte Ueberläufer bekennen, daß sie einen Verrätherlohn auf die Faust genommen und sich verpflichtet hätten, heimlich Feuer in der Stadt anzulegen, damit, wenn die Besatzung zum Löschen liefe, der Sultan die ihrer Vertheidiger entblößten Mauern mit glücklichem Erfolge stürme. Das Nämliche zeigten die Türken an, die die Unseren gefangen nahmen und ließ der von Zedlitz heimlich durch einen Boten melden.

Seit dem Tage wurden die Unseren viel freudiger, ließen sich keine Mühe verdrießen, die Wachen noch eifriger als sonst zu versehen, verstärkten die Haufen vor den Thoren und hatten auf die Mauern große Acht.

Da man auch den Ort entdeckte, den der Sultan sich zu untergraben vorgenommen hatte, vereitelte man ihm selbst diese List, indem unser Kriegsvolk ihm mit tieferen Gegengraben begegnete; oder heimlich entführte, was er dazu gebrauchen wollte und die dabei angestellten Feinde übel beschädigte.

Der Sultan erkannte, daß ihm alles nichts half, theilte sein Heer in vier Haufen, deren einer den andern alle sechs Stunden entsetze und befahl, die Stadt ohne Aufhören bei Tag und Nacht zu stürmen, derweil die Schanzgräber an einem abgelegenen Orte mehr Stollen trieben. Damit wollte er unser Kriegsvolk durch immerwährende Arbeit ermüden, den Seinigen desto leichteres Spiel machen, sie zurücktreiben und durch den steten Lärm des Stürmens und der Gegenwehr verhindern, daß man in der Stadt der neuen Untergrabungen innen werde.

Die Hoffnung der Feinde sollte auch nicht aller Dinge vergebens bleiben, denn sobald ihnen die Losung gegeben war, Sturm zu laufen und die Unsrigen sich zur Wehr stellten, ward die Mauer nach langer Mühe so viel untergraben, daß sie an drei Orten einfiel und große Lücken gab. Ueber dieselben fielen die Türken mit Geschrei her, um mit Gewalt in die Stadt zu dringen, hielten sich dabei mannlich und unerschrocken genug

und warfen und schossen auf die Unsrigen, womit sie konnten.

Dagegen blieben diese auf ihrem Stande unbeweglich, in guter Ordnung, hielten den Feind auf und trieben ihn mit den langen Spießen und dem steten Schießen aus den Röhren zurück, bis er dem herzhaften Gemüthe und zornigen Angesicht der Deutschen und Spanier nicht mehr Stand hielt und, von dannen weichend, noch tapfer verfolgt wurde. Die Unverzagtesten, die höher als die Anderen auf die Wehren und Mauern gekommen waren, wurden von den Unseren wieder hinuntergestürzt.

Dessen ungeachtet ließ der Sultan nicht nach, die Beherzten an ihre vorige Tapferkeit und erlangte Ehre zu erinnern, die Ermüdeten und Verwundeten fortzuführen, frische und geruhte Truppen an ihrer Statt herbeizuziehen, die Verzagten zu schelten und allesammt zu einem neuen Anfalle anzufeuern. Es ging ihnen aber nicht besser als zuvor und sie kamen wieder so übel an, daß sie zuletzt Zucht und Ordnung vergaßen und sich in die Flucht begaben.

Dem Sultan that die Schande ohne Zweifel weh, die er sich also zugefügt sah und er ahnte vielleicht schon, daß es nicht allein um die Eroberung dieser Stadt, sondern um die des ganzen Landes werde geschehen sein.

Doch ließ er nach wenigen Tagen, als sein Volk sich erholt hatte, neue Anstalten treffen, die Stadt noch einmal anzufallen.

Das türkische Heer ward an den gelegensten Orten aufgestellt; sobald es aber sah, daß unser Volk sich fröhlich hinter den Mauern und Wehren in Bereitschaft hielt, ließ es das Herz fallen.

Man mochte, wie man wollte, zum Sturme blasen und die Türken ermahnen, frisch und getrost daran zu gehen, sie waren vor Furcht so verzagt, daß sie wie Stöcke und Steine stehen blieben und trotz dem nicht vorwärts rückten, daß sie von ihren Befehlshabern mit Drohungen und blanken Wehren angetrieben wurden.

Damit brachte man drei Tage zu, in denen die Türken eben so oft aus dem Lager geführt und in Ordnung gestellt wurden, allezeit aber wie erstarrt stehen blieben.

Der Sultan merkte dabei nicht allein, daß die für Geld gedungenen gemeinen Asaben, sondern seine besten Janitscharen furchtsam und entmuthigt waren, und in der Aussicht, daß ihm der König Ferdinand und der Pfalzgraf mit einem starken Kriegsheere von Deutschen und Böhmen auf den Hals kommen könne, begann er an Abzug und Aufhebung der Belagerung zu denken, ehe ihn der Winter überfiele, dessen Kälte seine weichlichen Asiaten nicht ertragen würden. Er ließ seine Veziere,

Beglerbege, Baschen, und Sanzachen Subbaschen insgeheim versammeln, that ihnen seinen Willen kund und berieth sich mit ihnen, wie der Rückzug am besten zu bewirken sei.

In Folge dessen wurde in der dritten Nacht darauf das Zeichen gegeben, daß sich das Heer zu einem neuen Kampfe ordne. Es geschah und sie konnten jenseit des Grabens vor Zittern kaum die Wehren halten, derweil die Christen, die unterdeß alles Zerschossene und Eingefallene ausgebessert hatten, die Ankunft der Feinde erwarteten und geistliche Lieder, dem Herrn Christus zu Ehren, sangen, der ihnen vielleicht schon in ihren Herzen weissagte, was geschehen werde.

Es kam auch keineswegs dazu, daß sie in der Nähe mit der Faust kämpften, sondern es ward nur mit dem groben Geschütze und aus den Röhren dermaßen gegen einander geschossen, daß der Himmel wie mit einer Wolke von Kugeln bedeckt schien und Unzählige verwundet oder getödtet wurden.

Unter den letzteren befand sich zur großen Betrübniß der Türken, der Beglerbeg von Natolien, der von einer groben Stückkugel vom Thurm am Kärnthnerthore zerschmettert ward.

In der ersten Nachtwache darauf befahl der Kaiser sein Lager anzuzünden, trat den beschlossenen Abzug an

und ließ noch zuvor, wider alles Völkerrecht, die meisten gefangenen Christen niederhauen.

Den Rücken deckte ihm und dem Heere Ibrahim Pascha mit einem großen Haufen leichter Pferde, und er schied mit solcher Eile wieder aus Deutschland, daß er die Städte und Oerter, die sich ihm ergeben müssen, nicht einmal mit Brandschatzung belegte, und schon am fünften Tage mit seinem Heere in dem zwei und dreißig deutsche Meilen von Wien entfernten Ofen war.

Die Türken verloren auf diesem Wege viele Menschen, Kameele und Zugvieh, die hin und wieder durch Kälte und Hunger hinfällig aufgefunden wurden.

Die Unsrigen trugen jetzt, wider die alten Krigsgesetze, nach denen es, wie Tryphonius sagt, verboten war, sich mit dem Feinde wegen Lösung der Gefangenen einzulassen, weniger aus Barmherzigkeit gegen die Christen, als auf Anhalten der Türken auf einen Austausch an, und Ibrahim Pascha gab dem Boten den Bescheid, daß man Gesandte zu der Unterhandlung schicke. Er schenkte demselben auch ein seidenes Kleid, so wie dem von Zedlitz ein güldenes Stück und ließ den Unsrigen durch Beide sagen, daß man ihm nur vertraue, er werde ehrlich mit uns handeln, und glaube, daß die Besatzung von Ofen so kläglich umgekommen, sei nicht seine, sondern der Deutschen Schuld. Die Krieger waren indessen,

da der Sultan die Artikel der Uebergabe selbst unterschrieben hatte, wider alle Treu und Glauben, sobald sie mit ihren Hauptleuten Christoph Besserer und Johann Traubing die Wehren gestreckt hatten, von den Janitscharen niedergesäbelt worden.

Die ganze Zeit der Belagerung über ließ sich die Tugend der beiden Fürsten Pfalzgraf Friedrichs und seines Vetters Philipp herrlich sehen, als die sich selbst unter so vielen wohlversuchten Leuten glänzend hervorthaten. Wiewohl sie von Allen die größte Mühe, Arbeit und Sorge hatten, ließen sie sich niemals davon überwältigen, sondern wachten über Alles und waren eben so tapfere Krieger als treffliche Obristen, von denen Jedermann mit Freuden anerkannte, daß sie zur Beendigung des Krieges und Befreiung der Stadt das Beste gethan hatten. So hatten sich unter anderem noch vor aufgehobener Belagerung bei Stockerau in die zwanzig tausend Türken in dreißig Schiffen über die Donau gemacht, die das Marchfeld durchstreiften und, was ihnen vorkam, raubten und niederbrannten. Denen ward Graf Julius von Hardeck mit zweihundert Pferden entgegengeschickt, und da sie noch vor seinen Augen das Schloß und Städtchen Schmidt angesteckt hatten, entbrannte er in so billigem Zorn, daß er mit seinen wenigen Reitern stracks in sie setzte und sie fast bis auf das Haupt schlug, ehe sie noch recht innen

geworden waren, daß er in ihre Nähe gekommen sei. Er verlor in diesem Treffen nicht mehr als einen Mann, Namens Köberlein, der, sobald er der Feinde ansichtig geworden, sein Pferd mitten unter sie gespornt und sie bis zu den Schiffen in die Flucht geschlagen hatte, wo er sein Leben in der Art mit daran gegeben, daß er auf das eine mit Feinden überladene Schiff gesprengt war und es in den Grund des Wassers versenkt hatte.

Nahe bei der Treisel Maurer Mühle, die die Türken plünderten und anstecken wollten, erlegte, fing und schlug Kaspar Erlebeck von Traußnitz über dreihundert derselben, da er sie unversehens angriff, mit nicht mehr als zehn Reitern und sechs Fußgängern. Viele Feinde wurden auch von den leichten Reitern, die man mit einem fremden barbarischen Namen Husaren nennt, hin und wieder nieder gemacht, oder gefangen vor Pfalzgraf Friedrich gebracht.

Als ihrer Viele einmal in eine Kirche geflüchtet waren, um ihr Leben zu fristen und sich auf den Thurm begeben hatten, wurden sie von Georg von Leuchtenberg, dem Landhauptmanne Siegmund von Welberg, Vagitz Paul und dem baierischen Rittmeister Wolf von Weiz unweit Korn-Neuburg, wohin Pfalzgraf Friedrich sie geordnet hatte, im Angesichte des Sultans und seines am Ufer der Donau stehenden Heeres, theils nieder gehauen, theils mit Feuer und Rauch getödtet.

Nach der Befreiung von Wien eilte Pfalzgraf Friedrich, so schnell er konnte, dahin, um alles Kriegsvolk zusammen zu nehmen und dem Feinde eine Schlacht zu liefern, oder seiner Nachhut wenigstens allen möglichen Schaden zuzufügen.

Er hatte bei seiner Ankunft aber kaum angefangen, das Kriegsvolk durch seine Befehlshaber mustern zu lassen, als die gemeinen Soldaten eine Meuterei anstellten und für ihre ritterliche Vertheidigung nicht nur fünf Monat Sold begehrten, sondern alles, was sie während der Belagerung verzehrt hatten, geschenkt erhalten wollten.

Der Fürst versuchte zwar, sie mit Güte dahin zu bewegen, daß sie den nur erst erworbenen Ruhm nicht mit einem solchen Schandflecke besudelten und bat sie, ihm durch keine Meuterei an dem Werke hinderlich zu sein, das er vorhabe. Sie hätten durch ihr Verhalten eine besondere Belohnung verdient, und er wolle sie ihnen mit allem Fleiße bewirken, jetzt aber, wo es den Feind nicht entrinnen zu lassen gelte, träten sie mit ihrer Forderung zur Unzeit auf.

Nichtsdestoweniger steigerten sie noch ihre Heftigkeit, als er ihnen einige Hauptleute zusendete, sie zu begütigen, fällten ihre Spieße, schlossen einen Kreis um die Hauptleute, gegen die sie sich wie rasend geberdeten und droheten ihnen den Tod, wenn sie nicht alsbald ihr Geld

empfingen. Mit solchem Unwesen brachten sie den Tag zu, bis sie am Abende aus einander gingen und als sie mit dem Anbruche des nächsten Tages wieder zusammen kamen, wollte man sogar sagen, sie hätten beschlossen, die Stadt zu plündern. Der Pfalzgraf erkannte darum, daß unter ihnen keine Zucht zu erhalten sei, sondern er und andere mit der Stadt in höchster Noth schwebten, und hielt es für gerathen, ihrem rasenden Frevel Einhalt zu thun, ehe er noch weiter führe. Er sagte ihnen einen dreimonatlichen Sold zu und hatte doch damit nicht schnell genug verfahren können, um den Feind zu rechter Zeit zu erreichen. Die Schuld des ganzen Muthwillens mochte zumeist daran liegen, daß man dem Kriegsvolke zu viel nachgegeben und wegen des gewaltigen Feindes von außen nicht die scharfe Zucht aufrecht erhalten hatte. Der Frevel blieb bei alledem nicht ungestraft, wenn er auch nicht nach der ganzen Strenge der Gesetze wie vor Alters gerichtet ward, wo man entweder den Zehnten aus dem Haufen genommen, oder sie hätte losen lassen, wer am Leben gestraft werden solle, da einige Rädelsführer öffentlich mit dem Schwerte gerichtet wurden.

Um dieselbe Zeit gab es viel ungestüme Winde und böse Wetter, sowie mancherlei Krankheiten, deren ein Theil in Deutschland unbekannt war. Es herrschte ein pestilenzisch Sterben, und hielt mehrere Jahre hinter ein-

ander eine große Theurung an. Auch gesellten sich dazu, als Vorboten des göttlichen Zornes verschiedene Wunder und Zeichen. Zu Wien waren eine Zeitlang vorher am Himmel drei Sonnen in einem Kreise den Tag über gesehen worden; der Mond hatte eine blutige Gestalt und gleichwie ein Kreuz darin gezeigt, und in der Kirche des heiligen Stephans, des Schutzpatrons der Stadt, wurde um 1 Uhr Nachmittags ein großer feuriger Balken, fast dreihundert Schritte lang, gesehen, der auf und nieder fuhr. Alles dies bewog die Menschen aus Furcht, sich etwas andächtiger zu Gott zu wenden, Betfahrten und Processionen anzustellen und trug vielleicht mit dazu bei, sie vor dem Verderben zu erretten.

Während solcher Vorfälle in Oestreich kam ich in Gestalt eines Kaufmanns nach Venedig, wo ich in der Herberge zum deutschen Hause beim Factor der Fugger einkehrte, und hatte meinen Diener im Hafen zu Mestre mit den Pferden gelassen. Der Factor war meinetwegen bekümmert, weil er wußte, daß alle Wege zum Kaiser, der sich damals zu Placenz aufhielt, voller Kriegsleute und Räuber waren. Er erfuhr endlich, daß ein Kaufmann aus Ulm, Namens Marcus Semmler, nach Mantua ziehe und sich nach einem Begleiter umthue. Zu dem gesellte ich mich und wir fuhren eines Morgens auf einem Schifflein von dannen. Dies hatte nun dem

klugen Rathe und der Herrschaft von Venedig nicht verborgen bleiben können, und so waren wir nicht sobald bei einem Kanale, der die Brenta heißt, und auf dem man nach Padua kommt, ans Land gestiegen, wo wir gern eine andere Barke gehabt hätten, als wir von Dienern und Schergen des Raths ergriffen und in ein Schiff geworfen wurden, auf dem sie uns nach Venedig zurückführten. Bei unserer Ankunft auf dem St. Marcus Platze waren einige Rathsherren zugegen, die führten Semmlern aus dem Schiffe und nahmen, was unser war, mit. Ich blieb allein unter sechszehn Bütteln, die mich bewachten und alle Stunden von einer gleichen Anzahl Anderer abgelöst wurden. Zuweilen führten sie mich, wie mit Fleiß, bis zu den Galeeren, wo die armen Gefangenen grausam geplagt wurden, und ich mußte fast gewärtig zusehen, daß sie mich eben so behandeln würden. Danach zeigten sie mir die Schnellgalgen, deren des Ortes am Meere viele aufgerichtet sind und versuchten, ob ich die Strape di Corda aushalte. Mit solchen Spektakeln verbrachte ich die Zeit von sieben Uhr Morgens bis um die vierte Nachmittagsstunde, ohne zu wissen, was man mit mir vorhabe. Semmler ward gleich wieder losgegeben, da man ihn beim Rathe kannte und berichtete meinen Unfall dem Fuggerschen Factor, der sich ungesäumt vor die Herrschaft begab und verlangte,

daß man mich als einen Diener seines Herrn entließe. Sie brachten allerlei Einwürfe in der Hoffnung vor, daß ich aus Furcht inzwischen etwas aussage.

Um die vierte Stunde kamen vier ansehnliche Männer, ohne Schergen, zu mir in die Barke, die mir sagten, wenn ich essen wolle, solle man mir mein Geld bringen. Ich antwortete, ich wolle lieber von so unverschuldeter Verhaftung erledigt werden. Behandelten sie die Kaufleute also, ohne ihnen vorher Fehde anzukündigen, werde keiner mehr hierher kommen. Als sie mich so beherzt reden hörten, sagten sie, wir wollten vor die Herrschaft gehen. Um der großen Menge Volkes halb, das vor dem Palaste stand und mich sehen wollte, ließen sie die Schiffer nach einem Gäßchen lenken, aus dem wir auf das Rathhaus kamen.

Hier sah ich meinen Wandersack eröffnet vor mir liegen und oben darauf unversehrt das Bündlein Briefe, auf das ich von ungefähr das Fuggersche Schreiben an seinen Factoren, für den Fall, daß es mir an Geld mangele, gebunden hatte, und wartete nun getroster ab, was daraus werde. Sie geboten mir, mich auszuziehen, was ich that und ich stund so nackend vor ihnen, als ich auf die Welt gekommen bin.

Sie steckten die Köpfe zusammen, gingen fort und ließen nur den Kanzler bei mir, der mich meine Kleider

wieder anziehen und getrosten Muthes sein hieß; es werde mir nichts Böses widerfahren.

Er fragte mich, in welchem Theile Deutschlands ich zu Hause sei? und als ich sagte, nicht weit von Heidelberg, auf dem Gebiete des Pfalzgrafen Kurfürsten, erzählte er, daß er dereinst als Gesandter der Herrschaft zu Heidelberg gewesen sei, wo ihn der Kurfürst so wohl gehalten habe, daß er seitdem allen Pfälzern hold geworden. Ich schwieg still, weil mir Herr Fugger widerrathen hatte, aus dem Grunde, daß Pfalzgraf Friedrich Generalobrister gegen die Türken sei, denen die Venediger 4000 Mann Hülfstruppen zugesandt haben sollten, zu sagen, er habe mich abgeschickt, und weil sie um meiner Credenzschreiben an den Kaiser willen, die keine Instruktion enthielten, mehr, als ich gewußt, von mir begehrt haben würden.

Der Kanzler fragte mich weiter: ob der Kurfürst nicht viele Lutheraner auf seinem Gebiete habe, da er dem Landgrafen und den lutherischen Städten so nahe liege? und sagte bei der Gelegenheit: wir bedürften hier in Wahrheit ebenfalls eines Luthers, der unsere Stadt reinigte und von der überflüssigen Clerisei erledigte.

Die Rathsherren kamen mit dem Bescheide zurück, sie hätten dem Herzoge eröffnet, was bei mir gefunden worden und er lasse mich bitten, was mir begegnet sei,

nicht übel aufzunehmen. Sie stünden zur Zeit mit dem Kaiser im Kriege und es sei ihnen von mir gemeldet worden, ich brächte ihm Wechselbriefe. Sie müßten unter solchen Umständen Manches thun, dessen sie gern erübrigt wären. Wenn sie mir in etwas dienen könnten, solle es geschehen. Ich begehrte einen Paßzettel, mit dem ich unbehindert aus ihrem Gebiet käme und sie versetzten, daß dies nicht nöthig sei, ich könne sicher ziehen, wohin ich wolle.

Als ich wieder zu den Deutschen kam, ward ich mit großen Freuden aufgenommen. Sie hatten, als ich zur Hinterthür des Palastes eingeführt worden war, bereits besorgt, ich möge an einem heimlichen Orte zur Marter gebracht werden. Marcus Semmler war auch zugegen und stritt mit uns, welchen Weg wir einschlagen und wie wir uns kleiden sollten. Der Fuggersche Factor war der Meinung, daß wir in unseren Kleidern blieben, weil sie doch allenthalben, wohin wir kämen, Acht auf uns haben würden. Mir rieth er, die Briefe, die ich bei mir trug, einem Boten anzuvertrauen, den er mir verschaffen wolle, und der sie in Mantua an einen Mann abliefere, den er mir nannte und der sie mir dort wieder zustelle. Ich folgte seinem Rathe und ward mit dem Boten eins, ihm für jede Meile, deren zwölfe waren, eine Goldkrone auszuzahlen.

Ich machte mich mit Semmler auf den Weg und als wir an das Stadtthor zu Padua kamen, wurden wir vom Kapitain, der mehr als fünfhundert Soldaten bei sich hatte, ehrenhaft bewillkommt. Er bot mir mit den Worten die Hand: Es ist mir lieb, daß du gestern in die Hände der Herrschaft zu Venedig gefallen bist, da ich, wenn du hierher gelangt wärst, Befehl gehabt hätte, nicht so gelinde mit dir umzugehen.

Er befahl, uns in ein Wirthshaus zu führen und ließ dem Wirthe sagen, daß er uns wohl bewirthe. Er schickte uns auch einen Trunk Malvasier, dessen ich ein gutes Theil zu mir nahm, wiewohl es Semmler nicht billigte, der immer das Verslein des Virgil anführte:

Metuo Danaos et dona ferentes.

Als wir den Wirth fragten, ob wir eine Barke nach Montechielio und der Stadt Legnago haben könnten, sagte er, der Kapitain werde alles bestellen lassen, was und wann wir es bedürften. Wir standen früh auf und wollten mit dem Wirthe rechnen; er sagte aber, er dürfe es nicht thun, da die Herrschaft zu Venedig für uns bezahle. Er führte uns zur Barke, in der ein Frühstück und ein Trunk angerichtet war und dabei stand der Kapitain, der uns sagte, daß er es auf Befehl der Herrschaft thue. Wir baten ihn, ihr in unserem Namen zu danken, segneten ihn und zogen von dannen.

Zu Montechielio ging es uns eben so. Zu Legnago sagten uns die Soldaten, die am Thore Wache hielten, wir müßten, ehe wir in die Herberge einkehrten, zum Kapitain. Wir gingen zu ihm und fanden ihn sehr geschäftig bei der Tortur eines armen Fleischhauers aus Trident, den er bei der Scham hoch von der Erde emporziehen ließ, um, ich weiß nicht was, von ihm zu erfahren. Am Ende, da der arme Mensch nichts zu sagen hatte und der Kapitain sich bedünken ließ, wir hätten des Schauspiels genug, stellte er sich, als habe er nichts von uns gewußt, wandte sich um und gebot, uns in ein Wirthshaus zu führen, wo man uns gütlich thun solle, und dies mit besonderer Freundlichkeit geschah.

Des folgenden Tages reisten wir auf gemietheten Postpferden weiter, die sie Märtyrer heißen, und bestätigte sich durchaus nicht Semmlers Befürchtung, daß wir auf der Grenze des Venetianischen und dem Gebiete des Herzogs von Mantua noch etwas zu erleiden haben würden. Wir konnten uns auch auf der Reise nicht genug über die Gutthätigkeit der Venediger wundern und Semmler hielt dafür, sie hätten mich gekannt und dem Fürsten zu Ehren verdeckterweise solche Wohlthaten an uns ausüben lassen. Dagegen sagte ich, es wäre geschehen, damit wir nicht in Deutschland aussprengten, die Kaufleute könnten nicht sicher nach Venedig kommen.

Unter solchem Gespräche erreichten wir die Stadt Mantua, wo ich alsbald vergebens nach dem Manne fragte, der mir die Briefe zustellen sollte, und da sich auch nach einigen Tagen niemand fand, schrieb ich mit der Post an den Fuggerschen Factor, ob er nichts von dem Boten wisse? Der antwortete, der Bote sei mit den Briefen ergriffen und aufgehenkt worden und ich solle mich vorsehen.

Da wußte ich nicht, was ich thun und wie ich es anfangen sollte. Ohne Schreiben mich dem Kaiser vorzustellen, der mich noch nie gesehen hatte, wollte nicht rathsam sein, und unverrichteter Sache umzukehren, schien auf eine Schande hinauszulaufen. Ich beschloß also, wieder fortzureisen, dem Kaiser aber wenigstens, wie es mir ergangen sei, zu klagen und dingte einen Juden, der deutsch sprach und mich mit seinen Pferden bis Parma brächte.

Damals war von ungefähr Herr Kaspar von Fronsberg, Herrn Georgens Sohn, zugegen, der zum Kaiser ziehen wollte. Diesem entdeckte ich, von wannen ich wäre und bat ihn, mich mit seiner Gesellschaft nach Parma zu nehmen. Er sagte, er wolle es gern thun, dürfe mir aber nicht verhalten, daß die Straßen voll Räuber wären, die ihn für sich selbst fürchten ließen und ihm nicht gestatteten, mir volle Sicherheit zuzusagen.

Auch waren noch zwanzig Kaufleute vorhanden, denen er auf ihre Bitte dieselbe Antwort gab.

Wir machten uns auf den Weg und als wir etwa zwei Meilen von Parma waren, fielen aus einem Röhricht viele Schüsse auf uns und riß Herr von Fronsberg mit den Seinen aus. Wir Anderen konnten mit unseren schwachen Pferden kaum aus dem tiefen Kothe und Schlamme kommen. Einer der Kaufleute ward durch einen Schuß getroffen und fiel, und es wollte ihm Niemand helfen. Herr von Fronsberg zog zu mehrerer Sicherheit dieselbe Nacht fort.

Des folgenden Tages wollte mein Geleitsmann, der Jude, nicht weiter mit mir reisen, weil 200 Pferde gen Mantua zögen, mit denen er sicherer zurück zu kommen hoffe. Doch ließ er mir sein Pferd, das ich so lange brauchen solle, als es mir beliebe.

Ich trat allein den Weg nach Placenz an und war desto getroster, als mir mein Wirth sagte, daß der Kaiser daselbst angekommen sei und viele Straßenräuber habe aufhenken lassen. Mit der anbrechenden Dunkelheit erreichte ich die Stadt, fand darin aber keinen Menschen, der mich beherberge. Endlich stand ich vor einem Wirthshause, das einen Engel zum Zeichen hatte, und als ich nicht wußte, was ich anfangen sollte, wünschte ich auf Deutsch der Stadt alles Böse, die, so groß und

geräumig, nicht einmal einen Menschen beherbergen könne.

Das hörte der Wirth, der mich fragte, ob ich ein Deutscher sei? Ich bejahte es und er sagte, ich solle hineingehen, er wolle uns aufnehmen, und wenn es meiner zehn wären; er sei nur den spanischen und welschen Straßenräubern feind.

Indem wir mit einander redeten, standen einige von den Trabanten des Kaisers, die man Hellebardierer nennt, dabei und unter ihnen ein Deutscher, der mich fragte, ob ich aus Deutschland käme? Ich antwortete: ja, freilich und sonderlich vom Pfalzgrafen Friedrich, und er meinte, das werde dem Kaiser lieb zu erfahren sein, der schon seit einigen Tagen keine Post aus Deutschland habe, da die Straßen von den Feinden gesperrt seien.

Der Trabant ging fort und hatte dem Kaiser anzeigen lassen, daß Einer vom Pfalzgrafen Friedrich angekommen sei, der genaue Kunde habe, wie es um Deutschland stehe.

Der Kaiser schickte ihn alsobald zurück, daß ich zu ihm käme, wo mich Graf Heinrich von Nassau mit allerlei Fragen empfing. Ich klagte, wie es mir und den Briefen ergangen sei und er sagte:

Der Kaiser hat deine Gefangennahme vor drei Tagen erfahren und du bist noch glücklich gewesen, so da-

von gekommen zu sein, da die Venediger erst vor acht Tagen einen Boten Seiner Majestät haben in Oel sieden lassen. Er ging zum Kaiser, um ihm zu berichten, was er von mir gehört habe und sagte, ich solle gutes Muthes in meine Herberge gehen, des anderen Tages werde mich der Kaiser selbst hören und so lange ich mich am Hofe aufhalte, solle ich, was ich begehre, von seinem Hofmeister erhalten. Er gab mir auch zwei Hellebardierer in das Wirthshaus mit, durch die ich vergeblich um eine eigene Schlafkammer anhielt, da der Wirth vorgab, sie seien alle versagt.

Nach gehaltener Abendmahlzeit ward ich in eine Kammer geführt, in der sechs Betten standen: von denen sollte eines unter der Bedingung mein sein, daß ich alle Nächte einen Schlafgesellen zu mir nehme.

Sobald alle schliefen, kam derselbe ohne Licht und legte sich zu mir; früh morgens, ehe es Tag ward, stand er auf und ging davon.

Um neun Uhr trat ich meinen Weg nach Hofe an und ließ mich durch den Thürhüter beim Kaiser melden. Ich ward bald eingelassen und gnädigst empfangen, und der Kaiser fragte mich zuvörderst, ob der Fürst wohl auf sei, alsdann belachte er meine gefängliche Einziehung und sagte, ich möge mein Anbringen thun.

Der Graf von Nassau hatte mich schon daran erin-

nert, daß ich mit keiner deutschen, das ist langen und wegen der vielen Titel verdrüßlichen Rede angezogen käme, und so brachte ich meine Sache mit kurzen Worten an: wie der Fürst Willens sei, eine Gemahlin zu nehmen und seine Gedanken auf die Schwester Ihrer Majestät gerichtet habe, wenn er deren würdig erachtet werde, so wie andere Dinge mehr, die zur Ueberredung dienen konnten.

Der Kaiser antwortete, als ich zu Ende war: Der Fürst thue weislich daran, zu heirathen, da seiner Jahre immer mehrere würden und er nicht länger anstehen dürfe, wolle er einmal Kindes Kinder sehen. Seine Majestät bedankten sich, daß er sein Gemüth lieber auf seine Schwester als auf eine Andere richte und ich solle mit Herrn von Granvella sprechen, der mir an seiner Statt antworten werde. Herr von Granvella war alsbald zugegen und gab mir mit wenigen Worten zu verstehen, daß ich vor dem Gemach seiner warte. Ich hatte ihn vorher noch nicht gekannt und sein Ansehen war damals nicht so groß bei Hofe, da das Meiste und Vornehmste dem Kanzler zukam. Er empfing mich, als er herauskam, auf das Freundlichste und hieß mich mit ihm speisen.

Derweil die Tafel gedeckt worden, mußte ich ihm sagen, was ich beim Kaiser vorgebracht habe. Er hörte

mich an und sagte nach einigen Fragen: Lieber Hubertus! eure Ankunft ist dem Kaiser lieb gewesen, der vor allen Prinzen, die ich kenne, dem euren gewogen ist; da ihre Majestät aber mit unzähligen Geschäften beladen sind, müßt ihr euch nicht verdrießen lassen, einige Tage zu warten, auf daß ihr des Pfalzgrafen Begehren wohl ausrichtet. Was mich betrifft, so hoffe ich ihm in diesem und allen seinen Geschäften darzuthun, einen wie treuwilligen Diener er an mir habe.

Hiernach begab ich mich wieder in meine Herberge und ging nicht aus, da damals in Placenz viele Menschen an der Pest und Hungers starben. Es verging fast kein Tag, daß nicht an dem kaiserlichen Hofe zehn, zwanzig oder mehr, meist junge Leute trotzdem gestorben wären, daß der Kaiser alle möglichen Vorkehrungen hatte treffen lassen. Zu der Mittags- und Abendmahlzeit lud ich allezeit einen oder den andern Trabanten des Kaisers ein, mit deren Gesprächen ich mir die Zeit vertrieb. Mein Schlafgesell kam alle Nächte und ging mit dem frühesten wieder davon, so daß ich ihn kaum ein- oder zweimal sah.

Um dieselbe Zeit zog der Gesandte des Herzogs Wilhelm von Baiern von dannen und erlangte ich vom Wirthe mit vielem Gelde, daß ich seine erledigte Wohnung für mich allein erhielt.

Der sehr gelehrte und vieler Sprachen kundige damals noch junge Mann, Johann Lucretius, der gegenwärtig Kanzler des Cardinals von Augsburg ist, blieb die Nacht bei mir und aß mit mir; reiste aber mit dem frühen Morgen ab, weil ihn sein Herr, der Markgraf von Montferat, zu sich entboten hatte. Ueber eine Stunde, oder etwas mehr hernach, höre ich, daß ein Tumult im Hause entsteht. Ich gehe hin, um zu schauen, was es sei und finde den Schultheißen mit einer Menge Schergen. Der Wirth hatte das erledigte Bette, in dem ich bisher geschlafen, einem Andern eingeräumt, der alsbald todt gefunden worden war. Der Schultheiß wollte den Thäter haben und die Anderen sagten: ich habe bei dem Entleibten geschlafen, was der Wirth und ich läugneten. Lucretius, der bei mir die Nacht gelegen und meine Unschuld hätte darthun können, war weg und ich wußte nicht, wie ich mich von dem Verdachte loswirken sollte.

Endlich sagte der Schultheiß: Ich will den Mörder wissen, oder ihr sollt mir, so viel ihrer im Hause geschlafen haben, auf die Marterbank. Mein gewesener Schlafgesell stand bleich und erschrocken weit dahinten; den zeigte ich dem Schultheißen und sagte, daß er einige Nächte in meinem Bett geschlafen habe.

Er hub an noch ärger zu zittern und es zu verneinen.

Der Beamte fragte: warum er so zittere? und er versetzte: weil ich bei diesem geschlafen habe, fürchte ich, man werde mich des Todschlags zeihen. Da rief der Schultheiß: Stockmeister, verrichte dein Amt, das ist der rechte Thäter! Er fiel auf die Knie und bat, ihn mit den Martern zu verschonen; er wolle die Wahrheit eingestehen.

So thut es bald, sagte der Schultheiß.

Er sprach: Ich armer Schelm, der viel hungernde Kinder zu ernähren hat, hatte gesehen, daß dieser Mann, indem er auf mich zeigte, milde und gastfrei an seinem Tische Gäste bewirthete und meinte, er müsse viel Geld bei sich führen, das ich ihm, wiewohl umsonst, schon die vorige Nacht zu rauben suchte, weil er die Tasche fest an den Leib gebunden und so wohl verwahrt hat, daß er, so oft ich daran fühlte, erwachte. Ich habe also auf Eingebung des bösen Geistes die That verrichtet und nur vier Dukaten bei dem Manne gefunden.

Er ward durch die Schergen von dannen geführt, und ich ging nach Hofe, wohin ich gefordert worden war. Um elf Uhr Mittags, als ich wieder nach der Herberge ging, brachten sie mir auf einem Esel den armen Menschen entgegen, der, nachdem er auf der Tortur noch andere böse Stücke bekannt hatte, auf dem Markte gehenkt ward.

In diesen Tagen hatten die Gesandten der Reichs-

stände, die man die protestirenden nennt, bei der kaiserlichen Majestät Gehör und wurden gnädig abgefertigt. Unter ihnen war Einer, Michael von Kaden, der verehrte vor seinem Abzuge, im Namen des Landgrafen von Hessen, dem Kaiser ein Büchlein in französischer Sprache, darin etwas der lutherischen Religion Gleichstimmendes enthalten war. Sobald dies die Spanier erfuhren, die derselben allzeit heftig zuwider waren, wurden sie außermaßen über die Gesandten zornig, die an den nächsten Baum aufgehenkt zu werden verdienten, daß sie den jungen Kaiser betrügerischer Weise vom rechten christlichen Glauben abzulenken sich unterstanden hätten.

Die Gesandten wurden durch Herrn von Granvella zurückberufen und ihnen durch mich als Dolmetscher gemeldet: Kaiserliche Majestät wären sehr erzürnt und beföhlen ihnen nicht fortzuziehen, sondern ihr bei Leibesstrafe gen Bologna zu folgen, wo über sie auf Rath und Gutachten des Papstes geurtheilt werden würde.

Ihrer zwei, Johann von Ehingen und Alexander Frauentraut, entschuldigten sich damit, daß sie von nichts wüßten und als Michael gefragt wurde, ob er des Büchleins halb vom Landgrafen Schreiben oder Verhaltungsbefehle und Credenzbriefe habe, verneinte er es und antwortete, daß es ihm der Landgraf beim Abschiede mündlich aufgetragen.

Da sagte der von Granvella: entweder du hast es von dir selbst und aus Bosheit oder dein Herr, der Landgraf, aus Unverstand und Tollkühnheit gethan, und fuhr zu mir gewendet fort: Hubertus, dieser Handel hat den Kaiser so bestürzt gemacht, daß er dich hier nicht abfertigen kann; zieh morgen mit uns nach Parma, dort soll es geschehen.

Ich war zufrieden und begleitete unterwegs die Gesandten, die sich nicht wenig über Michael von Kaden beklagten und sich mit ihm zankten, daß er sie beim Kaiser in diese Ungelegenheit gebracht habe.

Als wir nach Parma kamen, ersuchten sie mich, bei dem von Granvella für sie zu bitten und verhießen mir hoch und theuer, mich ohne Schaden und Gefahr durch das Venediger Gebiet nach Deutschland zurückzubringen.

Ich eröffnete dies dem Grafen zu Nassau und dem Herrn von Granvella, von denen ich wußte, daß sie meiner Abfertigung wegen bemüht wären, und sie behaupteten, es würde der Venediger wegen nicht mehr so gefährlich sein, da zwischen dem Kaiser und ihnen ein Frieden unterhandelt würde.

Ich wurde vorgefordert und ihrethalb beschieden, die Kaiserliche Majestät wolle um meinetwillen Johann und Alexander loslassen; dem Michael solle befohlen sein,

nach Bologna zu folgen und allda sein Buch von Papst und Cardinälen untersuchen zu lassen. Ich sollte binnen einer Stunde wieder zu dem von Granvella kommen, da der Kaiser an den Fürsten schreiben wollte.

Ich begab mich mit der guten Botschaft zu den Gesandten, die darüber herzlich froh wurden und sich alsbald die verheißene Treue gereuen ließen, indem sie beschlossen, sich auf und davon zu machen und mich baten, ihnen dies nicht zu verdenken, da der Kaiser seine Meinung ihretwegen ändern könne. Sie wollten mein zu Venedig warten und sich, wenn es nöthig wäre, für mich beim Rathe verwenden. Es war schon des Abends spät, in der Dämmerung, da der Mond nicht schien, und der Weg des tiefen Kothes halb so böse, daß man selbst bei Tage kaum fort kam; gleichwohl setzten sie sich auf die Pferde und ritten davon.

Ich stellte mich um die bestimmte Zeit bei Herrn von Granvella ein und berichtete ihm von dem Vorhaben der Gesandten, denen er darüber alles Unglück wünschte. Zu mir sprach er: Ich will dir, Hubert, wegen der Lutheraner prophezeihen, daß sobald einmal über die, mit ihrer Glaubensvereinigung der ganzen Welt Trotzenden, ein Sturmwind kommt, sie sich, ihres Glaubens uneingedenk, wie Tauben von dem Adler aus einander scheuchen lassen werden. Ich dachte an diese Voraus-

sage, als der Kaiser die Protestirenden neuerlich mit Krieg angriff.

Sobald ich mit der Antwort und allerlei Schreiben vom Kaiser wie vom Grafen von Nassau an den Herzog von Mantua abgefertigt war, der mich sicher und unverletzt nach Venedig bringen lassen solle, kam ich wieder in die Herberge und fand allda Michael von Kaden sehr traurig, daß ihn seine Gefährten dahinten gelassen hatten.

Als er mich fragte, was er thun solle, antwortete ich, in einer solchen Sache sei schwer rathen, ich wisse selbst nicht, wie ich ohne Gefahr wieder nach Deutschland kommen werde.

Er sagte: Ich will Gott walten lassen, dessen Sache ich habe beim Kaiser befördern wollen und mit nach Bologna ziehen. Nimm du meinen Paßzettel, den ich von den Venedigern habe, und sage den Hauptleuten in ihren Städten, du heißest Michael von Kaden, um allenthalben wohl durch zu kommen.

Des Morgens früh reiste er nach Rezzo und ich nach Mantua, wo ich mein Schreiben an den Herzog überantwortete, der mir einen Juden mit dem Bedeuten zum Begleiter gab, daß ich mit ihm auf das Beste versorgt sei.

Wir erreichten Venedig, ohne daß uns jemand ge-

fragt hätte und als ich in die Herberge trat, fand ich Michael von Kaden, der sich eben zu Mittag setzen wollte. Ich setzte mich zu ihm und hörte, als ich nach seiner Reise fragte, daß er zu Bologna Niemand angetroffen, der in seiner Sache einen Befehl gehabt habe, und also weiter gezogen sei, um, wenn es mir gefalle, in meiner Gesellschaft nach Deutschland heimzukehren.

Wir unterredeten uns noch mit einander, als die beiden anderen Gesandten dazu kamen, die sich verwunderten, uns sobald des Ortes zu sehen. Wir berathschlagten, welchen Abzug wir von Venedig nähmen, und die beiden wollten durchaus nicht mit Michael durch die Grafschaft Tyrol ziehen, weil sie besorgten, der Kaiser möge, sobald man ihn vermisse, mit der Post nachschreiben lassen, daß man auf ihn fahnde und sie aufs neue angehalten werden. Sie machten sich ohne Weiteres davon und wir blieben den ganzen Tag da.

Um Mitternacht fuhren wir auf einer Barke fort und gelangten in den Hafen von Mestre, wo mein Diener vor Kummer über mein sechs Wochen langes Ausbleiben fast vergangen war. Sobald er mein gewahr worden, sprang er, wie von den Todten erweckt, auf, und nach dem Frühstück setzten wir uns auf die Pferde und eilten nach Innspruck, wo ich erfuhr, daß Pfalzgraf Friedrich zu Wien mit Abdankung des Kriegsvolkes beschäftigt sei.

Ich nahm meinen Abschied von Michael, der seines Weges zog und fuhr in einem Schiffe den Inn hinunter.

In der Stadt Scherdingen ging ich aus, um Lebensmittel zu kaufen und in das Schiff zu bringen. Da sagte mir die Wirthin, sie habe nichts mehr, weil Pfalzgraf Friedrich mit seinen hungrigen Kriegsleuten vorige Nacht alles aufgezehrt, oder mitgenommen. Ich forschte fleißiger nach und erfuhr, daß die Wirthin wahr gesprochen und Pfalzgraf Friedrich kaum vier Meilen davon liege. Ich ließ mir die Pferde aus dem Schiffe holen, nahm Einen zum Wegweiser mit und eilte so rasch zu ihm, daß ich den Fürsten noch vor Schlafengehen erreichte.

Er freute sich meiner Ankunft und fragte mich, was ich ausgerichtet habe. Ich wiederholte ihm die Antwort, die man mir gegeben, und stellte ihm das kaiserliche Schreiben zu, worin desgleichen stand, daß Seiner Majestät mein Anbringen lieb gewesen sei und er dafür alle mögliche Sorge tragen wolle. Er gehe nach Bologna, um die kaiserliche Krone zu empfahen und komme gleich darauf nach Deutschland, wo diese Sache nicht besser als im Beisein seiner Schwester der Königin vorgenommen werden könne und er mit seinem Worte mehr als mit vielen Briefen zu erlangen hoffe.

Dem Fürsten mißfiel diese Antwort nicht und er

schwatzte unterwegs mit mir davon, bis wir nach einigen Tagen gen Neumarkt kamen.

Damals wüthete die böse Krankheit im Lande, die man den englischen Schweiß nannte, weil sie zuerst in England aufgekommen war und diese Seuche war durch ganz Italien gegangen. Ich freute mich, daß ich damit verschont geblieben war; da ich aber hörte, daß in Heidelberg ihrer Viele daran gestorben seien und selbst mein Weib schwer darnieder gelegen habe, erbat ich mir schon beim Fürsten Urlaub, als ich, unversehens von der Krankheit befallen, in einen überaus starken Schweiß gerieth.

Es hatten sich fast alle Leute von der Ansicht eines betrüglichen und ungelehrten Arztes einnehmen lassen, der darauf drang, man solle einen vier und zwanzig Stunden, warm zugedeckt, schwitzen lassen und ihm nichts zu trinken geben. Ich ward ebenfalls so zugedeckt, daß ich zwischen den Betten fast erstickt wäre und wenn ich bat, man möge mir zu trinken geben, oder ich verschmachte, wollte es niemand thun, so daß ich schon auf das Sterben gefaßt war. Da reichte mir ein altes Weib, als sie sahe, daß niemand zugegen war, eine Kanne Bier und rieth mir einen guten Trunk zu thun. Ich folgte, trank die Kanne aus und ward alsbald wieder so stark, daß ich, als ob mir nichts fehle, aus dem Bett sprang.

Zu Neumarkt blieb der Fürst bis zum fünften Januar des folgenden Jahres 1530. Dann begab er sich zum Regimente nach Speier, wo man beschloß, ihn nach Italien zu schicken, damit er dem Kaiser zu seiner Krönung Glück wünsche, die auf den 22. des Hornungs anberaumt war, und ihn zu Schlichtung der streitigen Sachen nach Deutschland einlade. Zu Gefährten waren ihm ein Edelmann Conrad von der Schulenburg und ein Rechtsgelehrter Hartmannus Hoffmann aus Eppingen, der sonst sein Kanzler gewesen, zugeordnet. Diese zogen mit ihm nach Neumarkt, wohin ich, um ihn zu begleiten, nach Heidelberg gefordert ward.

Daselbst brachen wir den 5. März auf, reisten gerades Wegs nach Innspruck und Trient und kamen den 23. desselben Monats zu Villafranca, drei Meilen von Mantua an. Hier schickte mich der Fürst mit der Post voraus, dem Kaiser seine Ankunft zu melden, und wollte er bis zu meiner Rückkehr bleiben. Ich traf den Kaiser in einem Dorfe unweit des Schlosses Gonzaga an, als er gerade zu Mittag speiste und er erfreute sich meiner Ankunft, indem er dem Fürsten sagen ließ, er werde des anderen Tages zu Mantua sein, wo er ihn zur guten Stunde sehen wolle.

Ich verfügte mich schon wieder zu den Pferden, als mich der Kaiser durch den Grafen von Nassau fragen

ließ, ob ich gegessen habe? ich schüttelte das Haupt und sagte nein, und er ließ mir von seiner Tafel einen Kalbsnierenbraten auf einen Schemel nicht weit von seinem Tische geben, weil es ein gar enger Ort war. Den hub ich nicht zu essen, sondern wie ein hungriger Wolf zu verschlingen an. Der Kaiser gewahrte es und sagte dem Grafen von Nassau etwas heimlich in das Ohr. Der kam zu mir und sagte: Der Kaiser wünscht sich einen eben so guten Magen als du hast. Ich sagte: Es ist kein Wunder, daß ich so hungrig bin, ich habe in vierundzwanzig Stunden nichts gegessen.

Wie, ißt du aber Fleisch in der verbotenen Zeit, sagte er, jetzt in den Fasten?

Das ist mir in Wahrheit nicht eingefallen, versetzte ich, da ich so hungrig war, und erschrak so sehr, daß ich nicht weiter essen wollte.

Als das der Kaiser sah, lachte er, winkte mir mit dem Haupte, ich solle weiter essen und ließ mir eine große Schale Malvasier bringen, die ich auf einen Schluck austrank.

Nach genommenem Abschied kehrte ich zu meinem Prinzen zurück und berichtete, was mir der Kaiser befohlen hatte, auch daß Seine Majestät nicht wolle, daß er ihm entgegen ziehe. Er solle in seiner Herberge ausruhen und der Ankunft des Kaisers gewärtigen.

Als der Kaiser Nachmittags in die Stadt zog, sah der Fürst von einem Fenster herab zu und hatte viele Leute um sich stehen, damit man ihn nicht kenne. Gleichwohl konnte er dem scharfsichtigen Kaiser nicht verborgen bleiben, sondern lachte ihn derselbe an und grüßte ihn mehr wie einmal mit geneigtem Haupte. Es wunderten sich nicht wenige, wen er so freundlich anlache; da er aber bei seiner Ankunft auf dem Schlosse von allzu vielen Leuten angesprochen ward, ließ er dem Fürsten erst eine gewisse Stunde des anderen Tages zur Audienz ansagen, in der er ihn unglaublich gnädig, leutselig und freundlich empfing.

Zu der Zeit, als es ihm befohlen worden war, hielt Doktor Hartmannus die Anrede, die ich ihm unterweges angefertiget hatte, denn obwohl er unter den Rechtsgelehrten keiner der geringsten war, hatte er doch nie Zeit gehabt, sich groß auf die Rednerkunst zu legen. Sobald er zu reden aufgehört, befahl der Kaiser dem von Granvella, der allein zugegen und in lateinischen Reden nicht besser als jener beschlagen war, die Antwort zu ertheilen, in der er sagte, wie lieb dem Kaiser die Sendung und Ankunft des Pfalzgrafen sei, den er um seines Verstandes und seiner hohen Geschicklichkeit in Verrichtung wichtiger Dinge willen vor allen Fürsten ehre, und wie er schon auf dem Wege sei, nach Deutschland zu ziehen, wo er Alles nach der Anleitung und der Ansicht des Für-

sten behandeln werde, und nicht zweifle, es mit seiner Hülfe zu einem guten Ende zu führen.

Bald darauf nahm der Kaiser den Pfalzgrafen beim Mantel und führte ihn in das nächste Fenster, wo er mit ihm von dem Zustande von Italien redete, dessen Frieden und Eintracht er über Verhoffen hergestellt habe und daß er sich dessen auch von Deutschland gewärtige. Er befahl die deutschen Reichshändel dem Pfalzgrafen dringend an, und sagte, daß er ihn ohnedies habe nach Innspruck berufen wollen, wenn der Fürst ihm nicht zuvorgekommen wäre; jedoch werde sein Bruder, der König, mit seiner Schwester, der königlichen Wittwe, aus Ungarn dahin kommen.

Nachdem er das gesagt und gesehen hatte, daß der Fürst darüber erröthet war, hub er zu lachen an und fügte hinzu: Sobald wir dort angekommen sind, wollen wir weiter reden, und ihr sollt an mir nicht blos einen gnädigen Kaiser, sondern auch einen lieben Blutsfreund haben.

Mittlerweile konnte uns der von Granvella nicht genug die Rede rühmen, die Doktor Hartmann gehalten und zog sie so vielen, die er in Welschland gehört hatte, darum vor, daß sie kurz und wohl gefaßt, viel enthalten und äußerst schicklich gewesen sei. Die Welschen wüßten nie zu Ende zu kommen, sondern meinten es recht wohl getroffen zu haben, wenn sie eine Menge Worte gemacht und allerlei nicht dazu gehörige Sachen hineingemischt

hätten, die zumal den mit Geschäften Ueberladenen verdrießlich anzuhören wären. Der Kaiser schiebe die Audienzen solcher Gesandten oft nur deshalb auf, weil ihn vor der Zeit graue, die er daran wenden müsse.

Granvella wiederholte dieses Lob selbst bei dem Fürsten und bat um eine Abschrift der Rede, durch die Doktor Hartmann große Gunst erlangte. Es wurde ihm dafür ein seidenes Kleid verehrt und ich, der sie gemacht hatte, ging mit leeren Händen aus.

Da der Kaiser etwas lange zu Mantua verweilte und sich mit der Jagd erlustigte, bekam der Fürst Lust, die schöne und feste Stadt Ferrara zu sehen. Er bestellte ein Schiff, auf dem wir den Po befuhren, und nachdem wir zu Andes, welcher Ort jetzt Pietello genannt wird, die Vaterstadt Virgils mit Vergnügen besehen hatten, langten wir in Ferrara an, wo uns der Herzog sehr wohl hielt. Mit dem Fürsten tafelte er nicht zusammen, weil er damals Fleisch aß und unser Fürst sich dessen während der Fastenzeit enthielt. Auch wurden weder silberne noch güldene Gefäße zu Tisch gebracht, sondern alles in irdenen Schüsseln aufgetragen, wiewohl es sonst prächtig zuging. Es geschah vielleicht nach Landesbrauch, oder um der Rede willen, daß man sich seines Glückes nicht überheben solle, wenn man unversehens aus niedrigem Stande erhöht worden sei.

Es ward dem Fürsten unter anderem der herrliche Lustgarten auf der Poinsel, so wie sonst alle Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt, von der wir nach einigen Tagen gen Mantua zurückkehrten. Da uns des Kaisers Stillliegen gar zu lang ward und bereits der funfzehnte Tag seit unserer Ankunft vergangen war, der unlängst aus einem Markgrafen zu seiner Würde erhöhte Herzog von Mantua uns auch keine große Freundschaft erwies, bat sich der Pfalzgraf von seiner Majestät Urlaub nach Venedig aus.

Der Kaiser bewilligte denselben und bestimmte einen Tag, an dem er zu Trient mit ihm zusammen treffe.

Wir zogen von Mantua nach Legnago, Montignana und Este, sowie nach Montelasse, zu Lande und zu Wasser, über Padua auf der Brenta in das Meer, bis wir nach Venedig kamen. Hier bezogen wir ein gemeines Wirthshaus, in dem nur unser Wenige bei dem Fürsten blieben, damit man ihn nicht kenne; sein tapferes Ansehen gab aber bald zu erkennen, daß er kein Mann aus dem gemeinen Haufen war, und so schickte die Herrschaft mit der Bitte zu ihm, daß er sich nicht weiter berge.

Er weigerte sich dessen zwar noch immer; sie ließen aber nicht mit Bitten nach und sobald sie erfuhren, wer er sei, brachten sie ihn in einer stattlichen Wohnung, nahe beim Palaste, unter, in die er durch einige Rathsherren

eingeführt ward. Es wurden auch aus ihrer Mitte drei vornehme Männer ernannt, die dem Fürsten die Stadt zeigten und uns mit Futter und Lebensmitteln versorgten, und ich habe niemals gesehen, daß ein Fürst stattlicher behandelt worden wäre. Wir hatten uns nur über das Eine zu beklagen, daß wir nichts als Malvasier zu trinken bekamen. Den sandten sie uns desto reichlicher mit der Ermahnung zu, ihn, was der Fürst verboten hatte, auf gut Deutsch zu trinken.

Am Mittwoch vor Ostern, in der sogenannten Charwoche, kamen wir zu Venedig an. Am Montage nach Ostern, ich weiß nicht, ob es wegen des Gottesdienstes oder aus Herkommen geschah, holten der Herzog und der ganze Rath den Fürsten aus der St. Marcuskirche ab und führten ihn mit Gepränge in eine andere nahe gelegene Kirche, aus der sie ihn auch wieder wegbrachten.

Nach Tische ward großer Rath gehalten, zu dem man den Fürsten gleichfalls kommen und seine Wehr tragen ließ, was sonst Niemand verstattet wird. Es ward ihm eine Stelle zu sitzen neben dem Herzoge angewiesen und wir Andern durften, wiewohl ohne Wehren, mit dabei sein. Kurz, sie thaten alles Erdenkliche, was den Fürsten ehren und erfreuen konnte.

Des anderen Tages bedankten wir uns und zogen fröhlich von dannen, um zu rechter Zeit zu Trient zu sein.

Unterwegs redete der Fürst mit mir von allerlei Sachen und sagte: Graf Heinrich von Nassau, der sein guter Freund sei und dem er als Deutschen traue, habe ihm zu Mantua wegen der Heirath mit der königlichen Wittwe von Ungarn guten Muth gemacht, da sich sowohl der Kaiser wie der von Granvella des Handels mit Ernst annähmen. Sie haben sogar gesagt, sie könnten, sobald er ihnen verschwägert sei, nichts Besseres thun, als ihn zum römischen Könige krönen zu lassen. Der Kaiser könne nicht lange in Deutschland weilen, da ihn die vielen Geschäfte seiner anderen Königreiche und Lande abriefen, und König Ferdinand, der schon zwei Kronen besitze, habe mit seinem gewaltigen Feinde, dem Türken, mehr als genug zu thun. Beide Brüder seien der schweren Händel Deutschlands nicht genug kundig und würden ihnen ohnedies nicht vorstehen können. Er sei im Lande geboren und werde Alles mit leichter Mühe verrichten, ja, könne dem Kaiser als sein Schwager in Deutschland mehr frommen, als wenn er es selbst verwalte.

Dies Alles kam dem guten Fürsten, wie es sein Brauch war, glaublich und behaglich vor, und es gereichte ihm zum großen Schaden, daß er so gern auf alle Dinge seine Hoffnung stellte. Die Hofleute wußten das wohl, und wenn sie ihn betrügen wollten, kamen sie jedesmal mit hohen zu erlangenden Dingen angezogen.

Ich gab, solcher Hofgebräuche noch nicht gewohnt, zur Antwort: Wir würden in wenigen Tagen den Ausgang des Spieles entweder zum Guten oder zum Bösen sehen.

Von Trient reis'ten wir mit dem Kaiser nach Innspruck, wo bald hernach die beiden Königinnen von Ungarn ankamen, Frau Anna, die Gemahlin König Ferdinands, und die Wittwe Frau Maria. Wir blieben daselbst bis zum fünften Juni.

Mittlerweile starb der hochweise kaiserliche Kanzler, nach dessen Tode alle Sorgen und Sachen des Reichs an den von Granvella und den großen Comendador der Königreiche Leon und Castilien fielen. Diese Beiden verfügten sich dieser Tage mit dem Grafen von Nassau zum Fürsten, sprachen viel von dem Zustande Deutschlands und dem zu haltenden Reichstage und erwähnten der Gesandten des Herzogs Wilhelm von Baiern, die den Kaiser nach München eingeladen hätten. Seine kaiserliche Majestät, meinten sie, könne es wegen der Beschaffenheit der Reise nicht abschlagen; sei aber dazu auch nicht geneigt, da er wohl wisse, was der Herzog beim Könige von Frankreich und den Kurfürsten, sonderlich bei seinem Bruder, Kurfürst Ludwig, wider das Haus Oestreich vorgehabt habe. Es gebe dem Kaiser sogar zu denken, was der Herzog in seiner Abwesenheit wider sein

Haus und das Reich, ja wider den Pfalzgrafen vornehmen möge, dem er spinnefeind sei, und den der Kaiser als seinen getreuesten Diener kenne. Er habe darum, wenn es dem Pfalzgrafen rathsam und für das Reich ersprießlich dünke, zu versuchen beschlossen: ob die Kurfürsten wohl seinen Bruder Ferdinand zur Würde eines römischen Königs erwählen möchten. Pfalzgraf Friedrich könne das Beste dazu thun, und beide Brüder würden mit gemeinsamer Macht dem Reiche desto sicherer helfen.

Darauf entgegnete der Pfalzgraf mit freundlichen Worten, er wisse die Bedenken des Kaisers nicht zu tadeln; da er aber keiner aus der Kurfürsten Zahl und sein Ansehen nicht so groß sei, würde man sich seiner nicht zu getrösten haben. Er habe von Jugend auf nichts unterlassen, das Haus Oestreich zu erhöhen und zur Gewalt zu bringen, und wolle auch in dieser Sache König Ferdinand zu Diensten sein, wenn sie nur hinwieder seiner Heirath gegen den Kaiser gedenken möchten.

Sie dankten ihm, verhießen die Gewährung seines Wunsches und nach wenigen Tagen kam der von Granvella mit dem Berichte wieder: der Kaiser und der König hätten mit ihrer Schwester ernstlich wegen der Heirath gesprochen, und sie anfangs nicht dazu beredet, da sie ausdrücklich gesagt, sie könne es nicht über ihr Herz bringen, wieder zu heirathen, oder ihres Herrn zu vergessen, der so

erbärmlich umgekommen und ihre erste und letzte Liebe gewesen sei. Auf ihre Vorstellungen hätte sie aber die Sache noch einmal erwägen wollen und dabei die Worte gebraucht: wenn sie jemals wieder zur Ehe schreite, wisse sie Keinen, den sie lieber als Herzog Friedrich wählen möge, dessen Sitten, Sanftmuth und Frömmigkeit sie längst in Acht genommen habe. Als Bedingung wolle sie nur zuvor wissen, ob er ihrem Bruder Ferdinand zur römischen Königskrone helfen werde, auch begehre sie, von ihren Brüdern ihrer Würde nach versorgt zu werden, damit sie mit ihrem Gemahl ein ehrenvolles Leben führe, und wünsche sie, einmal eine Königin, in keinen geringeren Stand zurückzugehen, so daß sie ihre Brüder nebst dem Pfalzgrafen bitte, den Kurfürsten Ludwig zu Abtretung seiner Würde an jenen zu bewegen.

Nachdem Pfalzgraf Friedrich dies vernommen hatte, merkte er, was man gegen ihn im Schilde führe, und erwiederte: auf den ersten Punkt habe er seine Antwort schon ertheilt, wegen des anderen zweifle er nicht, daß ihre Brüder ihre Wünsche erfüllen und die von Land und Gütern Vertriebene würdig ausstatten würden, da er selbst dem Hause Oestreich jederzeit nach Vermögen gedient habe, ohne zu bedenken, wie es ihm wieder vergolten werde. Ueber den dritten Punkt aber ward er sehr schollig, indem er zu dem Herrn von Granvella sprach:

Ich hätte nicht geglaubt, daß mein Bruder, der nun ziemlich alt ist, sich so übel sollte um euch und die Anderen verdient gemacht haben, daß ihr ihn seiner Ehren und kurfürstlichen Würde beraubt sehen wollt, und rufe Gott zum Zeugen dessen an, daß wenn Einer dieses Handels noch mit Einem Worte gedenkt, ich von der Zeit an gänzlich müßig gehe. Ja, wenn mein Bruder sogar einwilligte, wollte ich lieber bis an der Welt Ende fliehen, als mich dazu gebrauchen lassen.

Der von Granvella erschrak und lenkte, da er sah, daß er mit seinen Worten übel angekommen war, ein.

Der Herr Pfalzgraf, fuhr er fort, darf sich nicht so hoch erzürnen, denn die Weiber erdenken zu Zeiten mancherlei. Die Wahrheit zu gestehen, weiß ich nicht einmal, ob die Königin dies gesagt hat, und ob die es recht berichtet haben, die dabei gewesen sind. Euer Bruder, der Kurfürst, ist ein ehrenwerther Herr, der nicht nur seine jetzige, sondern selbst eine höhere Würde verdient, und ich rühme und preise das Gemüth, so ihr gegen ihn habt und dessen Gleichen selten gefunden wird. Gott, der nach seinem Wohlgefallen die Heirathen stiftet, und ohne den man, wenn schon man Alles versucht, nichts ausrichtet, wird euch um dieser christlichen Tugend willen nicht verlassen. Was ihr mir sonst gesagt habt, werde ich berichten und was darauf beschlossen wird, euch hinterbringen.

Hierauf konnte sich Pfalzgraf Friedrich wohl bescheiden, daß ihm seine Hoffnung guten Theils abgeschnitten sei; als Einer, der sich mit allen Kräften bemüht, was er liebt, zu erlangen, ließ er sich aber von den Hofdienern überreden, die Königin habe nicht üble Lust zu dieser Heirath und ihre Antwort sei nur ihrer Noth und Schamhaftigkeit anzurechnen. Er müsse das Beste hoffen und sich nicht daran kehren, falle nicht auf den ersten Wurf etwas vom Baume. Sie trage Scheu vor ihren Brüdern, von denen sie den Kaiser einige Jahre nicht gesehen habe, und sei sie ihrer erst gewohnt geworden, werde sie ihr Gemüth desto kühner offenbaren.

Derweil ob solcher Verhandlungen der Pfalzgraf mit großen Unkosten bei dem Kaiser blieb, stellte sich allmälig Geldmangel bei ihm ein und ließ er dem von Granvella sagen, er müsse, um Geld zu holen, nach Hause eilen.

Der von Granvella ließ ihn wieder fragen, wie lange er werde außen bleiben, und als er hörte, man wisse das nicht gewiß, gab er zur Antwort, der Kaiser könne sein auf dem Wege nach Augsburg nicht entbehren, weil er sich mit ihm wegen des bevorstehenden Reichstags zu berathen habe.

Der Fürst erklärte, das könne ohne Geld nicht geschehen, und so brachte Granvella ihm vom Kaiser viertausend Kronen, um sie von der ihm schuldigen Hauptsumme

abzuziehen, mit der Vertröstung, daß ihm diese zu Augsburg ausgezahlt und eine schließliche Antwort wegen der Königin Wittwe gegeben werden solle.

Dadurch ließ sich der Pfalzgraf bereden, mit dem Kaiser zu ziehen, der sich unterwegs mit herrlichen Jagden der Herzöge von Baiern und zu München mit prachtvollen Schauspielen ergötzte, die ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen würde, zu beschreiben, wenn nicht Einer davon ein eigen Buch verfertigt hätte.

Am Tage vor dem Frohnleichnamsfest zogen wir stattlich mit dem Kaiser in die Stadt Augsburg ein, wo derselbe den Pfalzgrafen alsbald zum Präsidenten seines Raths ernannte. Der Pfalzgraf wandte zwar ein, dies Amt gebühre dem Grafen Heinrich von Nassau, als dem obersten Kämmerer; da der Kaiser aber auf seinem Willen bestand, nahm er es, trotz der großen Mühe und Arbeit, an, die es erforderte und die ihm bei anderen Reichstagen nicht zu Theil geworden war. Er that der kaiserlichen Majestät zu Gefallen, was er konnte, sah besonders darauf, daß dieselbe nicht durch Schmeicheleien und Geschenke hintergangen ward und erinnerte die Räthe des öfteren an ihre Pflicht.

Bei alledem wollte ihm dies nicht immer fruchten und es war Einer am kaiserlichen Hofe, der Reichs-Vice-Kanzler, sonst ein guter Mann, dem mangelte es hin und

wieder, weil er zu gastfrei und kein Haushalter war, so daß er darüber in Schulden gerieth und Geschenke nahm, wo er sie haben konnte.

Er hatte sich auch vom Herzoge Wilhelm zu Baiern dergestalt einnehmen lassen, daß er einen Edelmann, Namens Turlingen, nicht hören wollte, dem der Herzog zur Strafe für das leichte Vergehen, einen seiner Bauern geschlagen zu haben, mit Gewalt tausend Goldgulden abnehmen wollte. Daß derselbe sich beim Kaiser beschwerte, half ihm nichts, weil dem Vice-Kanzler zweihundert Goldgulden von der Strafe verheißen worden waren und er erhielt den Bescheid, der Kaiser habe die Sache an den Herzog verwiesen.

Dies erfuhr Pfalzgraf Friedrich, der den Vice-Kanzler beim Kaiser verklagte, es ohne den Rath der Anderen gethan zu haben, und der Kaiser war damit sehr unzufrieden, indem er den Turlingen des Anspruchs zu erledigen und dem Vice-Kanzler einen starken Verweis zu geben befahl.

Das that dem Herzog von Baiern, der ein sehr hochmüthiger Herr war, weh und er zankte sich mit dem Pfalzgrafen, den er fast heimlich beschuldigte, sich mit Geschenken bestechen zu lassen.

Der Pfalzgraf versetzte ohne Bedenken: Ich will euch den Kaiser selbst zum Zeugen stellen, ob er mich in Ver-

dacht hat, daß ich also handle. Ihr aber werdet nicht läugnen können, daß ihr seine vornehmsten Räthe mit Geschenken gewonnen habt und sollt eben so wenig wie der Andere von dem Turlingen einen Heller erpressen.

Der Herzog von Baiern ging hierauf bestürzt hinweg.

Demnächst hatten die Augsburger sowohl in Privatsachen als Reichstagsangelegenheiten allstündlich etwas beim Fürsten zu thun und wollten ihm, damit sie desto eher Alles erlangten, ich weiß nicht, was für eine Verehrung thun. Er weigerte sich dessen aber standhaft und ließ sich nur durch Seine Majestät, dem es der Administrator von Preußen gesagt hatte, bewegen, einen Wolfspelz anzunehmen, welche Kleidung sonst nicht zu erlangen war und in der man, da der Winter vor der Thür, am besten durch Schnee und Regen kommen konnte.

Auf dem Reichstage ward insbesondere die Religionssache von beiden Seiten mit Eifer betrieben und blieb das Vorhaben nicht unerörtert, Ferdinand zum römischen Könige zu erheben. Diese Sache ward ganz und gar auf den Pfalzgrafen gewälzt, bei dem sie, wie sie vorgaben, in den besten Händen ruhe. Um der auf ihn gesetzten Hoffnung zu genügen, wandte er so lange allen Fleiß bei seinem Bruder, der nicht selbst zugegen war, und durch die Räthe bei den anderen Kurfürsten an, bis er es, außer bei dem Kurfürsten von Sachsen, durchsetzte,

und es ist sonach nicht unbillig, auszusagen, daß die Brüder Karl und Ferdinand ihre kaiserliche und königliche Würde zu meist dem Pfalzgrafen Friedrich zu verdanken hatten.

Unterdeß starb die Tochter Kaiser Maximilians, Frau Margaretha, der der Kaiser die Niederlande zu beherrschen gegeben hatte, und da meinte der Fürst, das Glück lächle ihm wieder, indem er sich, von Anderen dazu ermahnt, zu dem von Granvella begab, dem er vorstellte, wie er nun Alles gethan, was man von ihm verlangt habe, und nichts mehr mangele, als daß die Kurfürsten zusammen kämen und den König Ferdinand krönten. So solle man die neue Gelegenheit nicht verstreichen lassen, seine Wünsche zu befriedigen und ihm mit der erledigten Statthalterschaft der Niederlande die Königin Maria zur Gemahlin geben. Der Kaiser könne nicht zweifeln, daß er seine Lande einem Manne anvertraue, der es redlich mit ihm meine.

Der von Granvella erwiederte, der Pfalzgraf begehre nichts Unbilliges und er wolle mit dem Kaiser reden. Nach einigen Tagen sagte dieser selbst zu ihm, er und sein Bruder haben abermals alles Mögliche umsonst versucht, ihre Schwester der Ehe wegen umzustimmen und es bleibe ihnen nichts übrig, als auf eine andere Frau für ihn zu denken. Da der Fürst hierauf verstummte, fuhr der

Kaiser fort, sich zu entschuldigen und brachte zuletzt einen neuen Antrag vor.

Es sei ihm nämlich geschrieben worden, sagte er, daß der junge unvermählte Markgraf von Montferrat eines plötzlichen Todes gestorben und außer einem alten Oheim seines Vaters Bruder, der zur Regierung untüchtig, nur eine Mutter und zwei Schwestern hinterlassen habe. Das Mannslehen, das ihm die siebenzigtausend Dukaten jährliches Einkommen bringe, sei deswegen ihm anheim gefallen und er wisse keinen Anderen, dem er es lieber als dem Pfalzgrafen gönne und dem es desto leichter werde zu übertragen sein, als er sich entschließe, die älteste Schwester zu heirathen, deren Mutter sich mit den Ihrigen ohnedies in den kaiserlichen Schutz begeben habe.

Es ist nicht zu glauben, in was für Gedanken der Fürst hierüber gerathen war, der so sicher gewähnt hatte, daß ihm die Heirath nicht fehlen könne und noch durch mündliche Botschaften bald dies bald jenes mit ihr versuchte. Die Königin ließ ihn auch, da die Weiber Liebe, die man für sie fühlt, wohl leiden mögen, zuweilen zur Tafel, zuweilen zum Spiel bitten und war freundlich und gesprächig gegen ihn; je länger es aber währte, desto mehr Anzeichen gab sie, bei ihrer Abneigung gegen eine zweite Ehe beständig zu bleiben.

Aus diesem Grunde fing der Fürst an, seinen Sinn

und Gemüth von ihr abzuwenden und da der von Granvella, wenn er zu Zeiten zu ihm kam, ihm erzählte, was er von der Schönheit, dem Verstande und der Anmuth des markgräflichen Fräuleins gehört hatte, und den Rath hinzufügte, sich eine solche Person ohne langes Bedenken anzueignen, gab er seinen Willen darein und erklärte sich bereit, nach dem Gefallen des Kaisers zu handeln.

Der Kaiser fertigte seine Gesandten an die Mutter des Fräuleins ab, die auf seine Vorstellungen ihr Jawort gab und es fehlte nur noch, daß der Fürst durch seine eignen Gesandten die übrigen Förmlichkeiten verrichten ließ, als mit einmal die traurige Botschaft anlangte, daß das Fräulein, es ist nicht zu sagen, ob an Gift oder in Folge eines Unfalls, mit Tode abgegangen sei.

Da waren wir von Neuem in großer Bekümmerniß und wußten nicht, was wir thun und lassen sollten. Doch vertrieb der von Granvella dem Fürsten einen Theil seiner Traurigkeit, indem er sagte, es stünde desto besser um den Ehehandel, indem nur noch eine einzige Erbin vorhanden und alle Streitigkeiten wegen der Theilung beseitigt seien. Es ward also für gut angesehen, daß Johannes von Löwenstein, Domherr zu Speyer, den man schon wegen der ersten Tochter hatte absenden wollen, der Mutter das herzliche Beileid des Pfalgrafen überbringe, und der kaiserliche Gesandte Louis Sarmiento sich zu ihm

geselle, um zu sagen: es gebe keinen beständigeren Trost, als wenn man, was mit dem ältesten Fräulein nicht habe geschehen sollen, die begehrte Freundschaft mit dem anderen vollziehe. Daß dies geschehe, sei des Kaisers Wille und darum lasse auch der Pfalzgraf von Herzen ersuchen.

Die Markgräfin gab zur Antwort, sie könne sich in ihrer Trauer über ihre Tochter nicht erklären, und wolle sehen, was die Zeit bringe, wiewohl sie sich in allem nach dem Gutachten Seiner Majestät richten werde.

Unterdessen fanden sich viele Freier in Frankreich und Italien, von denen zumal der Herzog von Mantua eifrig bemüht war, mit Geschenken und Verheißungen bald den bald jenen und vor allen den von Granvella auf seine Seite zu bringen, der zuletzt dem Fürsten meldete, die Markgräfin behaupte, sie habe den Pfalzgrafen Friedrich einmal für ihrer Tochter Mann angesehen und darum könne er es nicht zum andern Male werden.

Also verdiente, wie man sagte, der von Granvella zwanzigtausend Dukaten und half dem Herzoge von Mantua zur Heirath und Markgrafschaft.

Der Pfalzgraf konnte darauf nichts thun, als um die Summe von siebzigtausend Gulden anhalten, die ihm der Kaiser schuldete. Derselbe hatte ihm auch den Vorschlag

gethan, wenn er die Markgrafschaft Montferrat einem Anderen zukommen lasse, dieser ihm eine Summe dafür zahlen müsse. Davon wollte aber zuerst Niemand hören, weil der Kaiser, wie es hieß, selbst hunderttausend Kronen bekommen habe, und am Ende schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe todt, indem er dem Herzoge die Markgrafschaft, dem Pfalzgrafen 30,000 Gulden für seine Mühe und Arbeit auf dem Reichstage gab. Ueberdies sollten ihm, was auch geschah, die 70,000 Gulden, innerhalb sechs oder sieben Jahren terminsweise von Welsern ausgezahlt werden.

Dabei wurden die Religionshändel von beiden Seiten heftig betrieben, ohne daß eine Hoffnung zur Einigkeit aufging, und betrübte sich der mit so vielen Geschäften überladene Kaiser eben so wie der Pfalzgraf Friedrich des von Herzen.

Eines Nachts, als dieser darüber seine Gedanken hatte, ließ er Johannes Renner zu sich holen, der Kaiser Maximilians Geheimschreiber gewesen war und dem Kaiser jetzt als Rath diente und fragte ihn, ob er, als ein in so wichtigen Reichshändeln erfahrener Mann, gar keine Hülfe zur Schlichtung oder wenigstens zur Hemmung des Religionsstreites wisse, bis man ihn auf einem Nationalconcil berathe?

Darauf gab Renner zur Antwort: In weltlichen Din-

gen lasse sich nicht unschwer etwas finden, die verletzten Gemüther der Menschen zu beruhigen; in Religionssachen vertrete Niemand seine eigene Sache, sondern Gottes Ehre und lasse sich kein Ziel und Maß vorschreiben. Er wolle aber glauben, daß wenn man die so klar und deutlich eingesetzte Communion des Leibes Christi unter beiderlei Gestalt frei lasse, und mit dem Verbote der Priesterehe nicht so hart verfahre, zur Einigkeit vielleicht zu gelangen sei.

Der Pfalzgraf sprach, er höre fast täglich dergleichen und es sei wohl gut, daß er sich mit dem Vorschlage zum Kaiser verfüge, der um der Sache willen viele Nächte auch nicht schlafe? — Renner versetzte, das möge er in Gottes Namen thun, und so machte sich der Pfalzgraf noch vor Tage mit zwei Dienern nach Hofe auf und wartete vor dem Gemache des Kaisers, bis ein Kammerdiener herauskam. Den fragte er, ob der Kaiser wache? und der Kammerdiener ließ ihn hineingehen.

Der Kaiser fragte: Woher so früh, lieber Pfalzgraf? Was bringt ihr gutes Neues?

Der Pfalzgraf berichtete umständlich, was er mit Renner besprochen hatte, und der Kaiser hub seine Hände mit den Worten gen Himmel: Dazu gebe Gott Glück und Segen! Rufet den von Granvella und meine anderen Räthe zusammen und tragt es ihnen vor.

Ich will meine Kleider anziehen und alsbald bei euch sein.

Es war auch keiner unter den Räthen, der bei Anhörung des Vorschlags ihn nicht hätte billigen sollen, und der von Granvella meinte nur, daß man ihn dem päbstlichen Nuntius mittheilen und ihm also ein größeres Ansehen geben müsse.

Der Nuntius verwarf aber Alles, sobald er es vernahm, und veranlaßte damit, daß der Religionsstreit, den man noch mit leichter Mühe hätte vertragen können, unerörtert blieb und in der Folge so viel Unheil gebar.

Da fortan tägliche Berichte einliefen, die Türken rüsteten sich zu einem neuen Einfalle in Ungarn und Oestreich, ward nach vielen Verhandlungen Pfalzgraf Friedrich, obschon er sich dessen weigerte, von den Reichsständen einhellig abermals zum Generalobristen erwählt.

Der Reichstag erreichte ein Ende und von den Ständen zog Jeder seines Weges heim, nachdem die Kurfürsten einen Tag bestimmt hatten, an dem sie zu Köln, weil zu Frankfurt die Pest herrschte, zur Wahl eines römischen Königs wieder zusammen kämen.

Pfalzgraf Friedrich hatte sich vorgenommen, da ihn dies nichts anging, nach Hause zu gehen. Der von Granvella weigerte sich jedoch, daß er den Kaiser jetzt verlassen wolle, wo er sein erst recht bedürfe, und nach-

dem man sich mit ihm wegen einer Summe vereinigt hatte, die ihm zu Bestreitung der Unkosten einer solchen Reise monatlich zu entrichten sei, machte er sich mit dem Kaiser auf den Weg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Druckfehler.

Seite 14,	Zeile	6	von unten lies die statt den.
„ 15,	„	13	von unten lies Sie statt die.
„ 83,	„	13	von unten lies dannen statt denen.
„ 93,	„	1	von oben lies Jemand statt Niemand.
„ 99,	„	3	von oben lies den statt dem.
„ 99,	„	4	von oben lies folgends statt folgendes.
„ 107,	„	11	von unten lies einräume statt einräumen.
„ 107,	„	11	von unten lies entziehe statt entziehen.
„ 114,	„	6	von unten lies werden statt wären.
„ 147,	„	9	von unten lies den statt die.
„ 155,	„	8	von oben lies Poeten Ausonius statt Pastor Ausonius.
„ 161,	„	4	von unten lies Regen statt Segen.
„ 253,	„	8	von oben lies es falle statt falle.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thomas, Hubert,

Ein Fürstenspiegel Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein

Bd.: 1

Breslau (1849)

Bavar. 2606 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10379342-8